



1 Taf.
8.5.18.

Deutsche Orient-Bücherei
Herausgeber: Ernst Jäckh

25

Dr. Wilhelm Feldmann

Reise

zur

Guesfront

Oc 4452

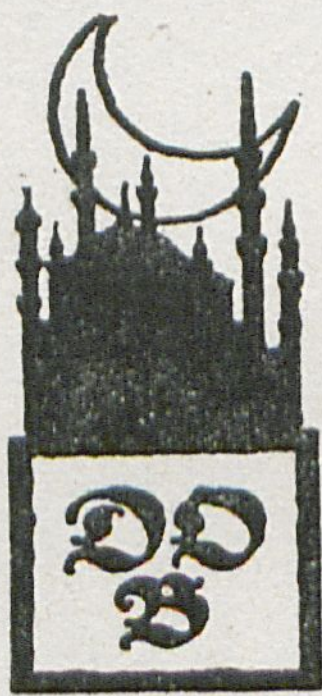
*



Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar

Deutsche Orientbücherei
Herausgegeben von Ernst Jäckh
XXV. Reise zur Suesfront

1917. 355



Reise zur Suesfront

von

Dr. Wilhelm Feldmann

1 · 9 · 1 · 7

Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar

Z XI



Alle Rechte vorbehalten.
Copyright by Gustav Kiepenheuer Verlag
Weimar 1917



Seiner Exzellenz
Achmed Dschemal Pascha
Marineminister und
Führer einer osmanischen Armee
in dankbarer Erinnerung
an den Herbst 1916
zugeeignet

Inhalt

Vorbemerkung	9
Die Reisegenossen	11
Durch Anatolien und Nordsyrien	17
In Bejrut und Damaskus	23
An der Suesfront	30
Türkische Kolonisation im syrisch-ägyptischen Grenzgebiet	38
Deutsche Wassersucher in der Wüste	45
Der Erbauer der Wüstenbahn	51
Bei den Beduinen	57
In Medina	69
Gespräche mit Dschemal Pascha	79



Vorbemerkung

Im Herbst 1916 besuchte eine türkische Abordnung aus Konstantinopel, die vom jungtürkischen Zentralkomitee entsandt war, Syrien, die Suesfront und Medina, um den Besuch einer syrischen Abordnung an den Dardanellen zu erwidern und eine osmanische Armee im Namen der Hauptstadt zu begrüßen. Auf Einladung Dschemal Paschas nahmen zwei Deutsche, der Herausgeber des „Osmanischen Lloyd“ Dr. Max Übelhör¹ und der Verfasser dieses Buches in seiner Eigenschaft als ständiger Berichterstatter des „Berliner Tageblatts“ in Konstantinopel, an der Reise teil. Die folgenden Schilderungen sind zum Teil Bearbeitungen meiner im „Berliner Tageblatt“ erschienenen Berichte.

Konstantinopel, im Juni 1917.

Dr. Wilhelm Feldmann.

¹ Dr. Übelhör schildert seine Eindrücke von dieser Reise in einem Band der Sammlung „Der Deutsche Krieg“ (Herausgegeben von Ernst Jäckh; Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) unter der Überschrift „Syrien im Kriege“.

Die Reisegenossen

Neun türkische Herren bildeten die Abordnung, die wir als Gäste Dschemal Paschas begleiteten. Ihr Führer war Mehmed Talaat Bej vom jungtürkischen Zentralkomitee, zum Unterschied vom Großwesir Talaat Pascha vertraulich „Kütschük Talaat“ (der kleine Talaat) genannt. Er ist in Wahrheit durchaus nicht klein, sondern groß und schlank, eine sympathische Erscheinung. Talaat Bej, ein geborener Stambuler, war früher Offizier. Er hat sich in den mazedonischen Kämpfen ausgezeichnet und ist früh Major geworden. Vor zehn Jahren trat er als Drei- undzwanzigjähriger dem neugegründeten Komitee „Fortschritt und Einheit“, wie es zuerst hieß, bei. Vier Jahre später schied er aus dem Heeresdienst, um sich ganz seiner Partei zu widmen. Er war zuerst Generalinspektor der Provinzkomitees und ist seit 1913 Mitglied des Zentralkomitees.

Die Mitglieder der Abordnung waren durchweg jung, wie fast alle führenden Männer der neuen Türkei. Ihr Ältester an Jahren war der frühere Stadtpräsekt von Konstantinopel, Ismedt Bej, der 1875 in Stambul geboren wurde. Er entstammt dem alten

Geschlecht der Kamasanoglu, deren Geschichte ein deutscher Gelehrter geschrieben hat. Seine Ahnen herrschten fast zwei Jahrhunderte lang, vom Ende der Seldschukenzeit bis zu Sultan Selim, in Adana. Der Vater Ismedt Bejs, Hussein Risa Pascha, war Justizminister. Er hat eine wertvolle Büchersammlung hinterlassen, die allein achttausend Handschriften umfaßt. Sein feingebildeter Sohn hat vom Vater die künstlerischen und wissenschaftlichen Neigungen geerbt. Sie haben ihn nicht abgehalten, dem Vaterland auch als Beamter zu dienen. Er war zuerst im Stambuler Auswärtigen Amt tätig, wurde 1908 Gehilfe des Stadtpräsekten, bald darauf Abgeordneter von Konstantinopel, während des Balkankrieges 1912 Präsident des Komitees der Nationalverteidigung und, nach Ausbruch des Weltkrieges, Stadtpräsekt der Hauptstadt. Als solcher nahm er an der Gründung der türkisch-deutschen Vereinigung in Konstantinopel teil. Er blieb auf dem wichtigen Posten unter schwierigen Verhältnissen bis zum Februar 1916. Während unserer Reise erhielt Ismedt Bej die Nachricht, daß er am 6. November 1916 abermals zum Abgeordneten von Konstantinopel gewählt worden war.

Im Augenblick unserer Abfahrt war die Deputiertenkammer in der Delegation durch vier Abgeordnete vertreten. Da war zunächst der Deputierte von Konstantinopel, Selach Bej, aus dem thessalischen Geschlecht der Dschimdschos von Larissa, ein feingebildeter und lebenswürdiger Reisegenosse. Er wurde Rechtsanwalt, um unter dem alten Regime ohne Aufsehen auf die Beamtenlaufbahn verzichten zu können. Nach der Wiedereinführung

der Verfassung gründete er das hübsche Witzblatt „Kalem“, das 1911 leider eingegangen ist, und schrieb mit seinem Freunde Dschelal Effad Bej das Trauerspiel „Selim III.“. Selach Dschimdschos Bej ist vierzig Jahre alt. Er war oft in „Europa“, viermal allein in Berlin, zuerst mit der Studienmission von 1911 und im vorigen Jahr mit der parlamentarischen Abordnung. Sein Haus in Moda birgt eine schöne Sammlung von orientalischen Kunstwerken. Als geistvoller Plauderer hat er die Reisegesellschaft manchmal stundenlang unterhalten.

Der Abgeordnete von Eschorum, Muhieddin Bej, ist als Leiter des „Tanin“ bekannt. Er wurde vor zweiunddreißig Jahren in Stambul als Sohn einer aus Josgad eingewanderten Familie geboren. Nach Verlassen der Schule studierte er an der Universität Stambul Literatur und Philosophie und wurde dann Beamter in der Stambuler Generaldirektion der Hedschasbahn. Nach der Revolution berief Hussein Dschahid Bej ihn in die Redaktion des neugegründeten „Tanin“. Muhieddin Bej hat sich auch im Lehrfach als Professor der türkischen Literatur und Philosophie an der Sultanieschule in Skutari am Bosphorus betätigt. Als Hussein Dschahid Bej 1913 die Leitung des „Tanin“ aufgab, wurde er Chefredakteur des Blattes.

Sein Kollege Hassan Lami Effendi, Abgeordneter von Bitlis, trägt den Turban. Er ist kurdischer Abstammung. Sein Haar und sein Vollbart sind tiefschwarz, desgleichen die buschigen Augenbrauen. Hassan Lami ist achtunddreißig Jahre alt. Er wurde in Dschessr bei Mardin (Wilajet Diarbekir) geboren, besuchte dort

die geistliche Schule, dann das Lehrerseminar in Diarbekir und bezog als Zwanzigjähriger Theologieschule und Universität in Stambul. Nach Bestehen der Lehrerprüfung wurde er Geistlicher der Sultan Fatih-Moschee und zugleich Lehrer an der Bajasid-Medresse in Stambul. Später ging er als Lehrer zur Theologieschule der Sultan Selim-Moschee über. 1911 wurde er Abgeordneter von Mardin. In der jetzigen Kammer vertritt er den Wahlkreis Bitlis. Hassan Lami Effendi ist einer der fünfzehn Hodschas, die an sieben Tagen des Ramasanmonats im Palais den Koran auslegungen in Gegenwart des Sultans, der Prinzen und der Minister bewohnen. Diese fromme Sitte besteht seit Faruk Sultan Selim. Einer der Hodschas ist der „Mufarrir“ (Lehrer), die übrigen sind die „Muchatab“ (Schüler). Hassan Lami Effendi, der eine arabische Grammatik veröffentlicht hat, gehört der schafitischen Sekte des Islam an, während in der Türkei der hanefitische Ritus staatlich eingeführt ist.

Schemseddin Bej, Abgeordneter von Biledschik (Ertogrul), stammt aus Egin im Wilajet Mamuret ül Ufis. Er ist zweiunddreißig Jahre alt. Bis zum Sturz Abdul Hamids lebte er in Ägypten und kam dann nach Stambul, wo er Universitätsprofessor für türkische Literatur wurde. Er hat sich durch Bücher über religiöse Fragen bekannt gemacht und ist Mitarbeiter der nationalistischen Zeitschrift „Islam Medschmuassy“.

Der Leiter dieser interessanten Zeitschrift, Halim Sabit Bej, war gleichfalls Mitglied der Delegation. Er kam vor fünfzehn Jahren aus Kasan in Rußland nach Konstantinopel, wo er durch

die Behandlung islamischer Fragen im türkistischen Sinn Aufmerksamkeit erregte. Er war daher der gegebene Mann für die Leitung der vor drei Jahren gegründeten nationalistischen Islamzeitschrift. Während des Krieges war Halim Sabit Bey zweimal in Berlin. Er hat auch etwas Deutsch gelernt.

Eine der interessantesten Erscheinungen unter den Delegierten ist der Dichter Dschelal Sahir Bey, einer der Führer des nationalistischen Vereins „Türk Odschagy“. Er ist in Stambul geboren, vierunddreißig Jahre alt, ein Sohn des einstigen Oberbefehlshabers im Jemen, Ismail Hakki Pascha. Seine Mutter Fehimeh Nüşet Hanum, Urenkelin eines kaukasischen Fürsten, ist als Dichterin bekannt. Sahir Bey studierte in Stambul Rechtswissenschaft, wandte sich jedoch bald ganz der Literatur zu. Er debütierte als Dichter in der Zeitschrift „Serwet i Fünun“, die damals von Hussein Dschahid Bey geleitet wurde. Seine Gedichtsammlungen „Bejass Bölgeler“ (Weiße Schatten), „Buchran“ (Krisis) und „Sijach Kitab“ (Das schwarze Buch) hatten großen Erfolg. Sahir Bey hat sich als einer der Führer der jüngeren Dichtergeneration in der türkischen Literaturgeschichte einen Platz gesichert, nachdem er die von Tewfik Fikret Bey geleitete ältere Dichterschule verlassen hatte. Als nationalistischer Führer spielt er seit einigen Jahren auch eine politisch bedeutende Rolle, und es muß als besonders interessant bezeichnet werden, daß dieser zarte Dichter, der einst nur für künstlerische Fragen Aufmerksamkeit zu haben schien, jetzt sogar den wirtschaftlichen Problemen große Beachtung schenkt. Er ist Mitgründer einer der

neuen türkischen Handelsgesellschaften, die nach der Aufhebung der Kapitulationen entstanden sind.

Als letzten nenne ich einen Delegierten, der seinem Rang und seinem Werte nach gewiß nicht an die letzte Stelle gehört. Es ist Drianiade Ali Bahid Effendi aus Stambul, ein prächtiger Vertreter der besten Art mohammedanischer Geistlichkeit. Bahid Effendi entstammt einer alten Theologenfamilie. Sein Ururgroßvater Driani Achmed Effendi wird in Skutari am Bosphorus als großer Heiliger verehrt. Bahid Effendi wäre am liebsten Offizier geworden. Dem Wunsch seiner Eltern gehorchend, nahm er den Turban. Nach vierjähriger Tätigkeit als Lehrer an einer Mädchenschule war er der Reihe nach geistlicher Richter in Sachjun bei Lattakieh (Syrien), Mumbütsch und Harem bei Aleppo, Antakieh, dem alten Antiochia, Hebron, Ejub bei Stambul, Samsun, Dscheddeh bei Mekka und in Ismid am Marmarameer. Er kennt daher große Teile des Türkischen Reiches aus eigener Anschauung. Seit zwei Jahren ist der jetzt siebenunddreißig Jahre alte Geistliche Unterdirektor der Abteilung für Waisengüter im Scheich ül Islamat und zugleich Professor der Redekunst an der geistlichen Schule von Schehsade-Baschy in Stambul. Bahid Effendi ist auch als Schriftsteller bekannt. Er hat in einem vielbeachteten Büchlein das schlichte Türkisch der anatolischen Landbevölkerung als gute kernige Sprache empfohlen und selbst in dieser Sprache einige Büchlein für Bauern und Soldaten verfaßt, die großen Beifall gefunden haben.

Durch Anatolien und Nordsyrien

Am Nachmittag des 28. Oktober 1916 fuhren wir von Haider-Pascha, dem anatolischen Bahnhof der türkischen Hauptstadt, ab. Midhat Schükri Bej und Dr. Nasim Bej vom jungtürkischen Zentralkomitee hatten sich mit vielen andern Herren zur Verabschiedung eingefunden. Bald nach unserer Abfahrt ging die Sonne prächtig hinter den Prinzeninseln unter. Rasch brach die Nacht herein, und wir hatten nun beim ersten gemeinsamen Abendessen, zu dem jeder aus seinen Vorräten beisteuerte, Gelegenheit, unsere Reisegeossen näher kennen zu lernen, soweit wir nicht schon vorher mit ihnen bekannt waren.

Am nächsten Tage kamen wir gegen Mittag in Eskischehir, der „Alten Stadt“, dem Ausgangspunkt der ersten türkischen Eroberungen, an. Wir beobachteten überrascht das rege Treiben in den Straßen der ausgedehnten und durchaus nicht häßlichen Stadt. Die große Zahl von wehrpflichtigen Männern, die wir unterwegs trafen, bewies, wie groß die türkischen Reserven an Menschenmaterial noch sind. Und die reichen Vorräte aller Art, besonders von Lebensmitteln, die wir in den Geschäften aufgestapelt sahen,

strafte alle törichte Gerüchte von Not und Mangel Lügen. Die Speisekarte im besten Gasthof der Stadt wies sehr billige Preise auf. Die teuersten Gerichte kosteten bei reichlichem Vorlegen fünf Piafter (eine Mark). Die Auswahl war stattlich.

In den Straßen von Eskischehir begegneten wir auch deutschen Offizieren und Soldaten. Ein kleiner türkischer Meerschauhändler redete uns deutsch an. Auf unsere erstaunte Frage erwiderte er, der deutschen Soldaten wegen habe er sich selbst etwas Deutsch beigebracht. Er könne lesen und schreiben und habe schon früher ein wenig Französisch gelernt. Mit Hilfe eines französisch-deutschen Wörterbuches sei es ihm gelungen, die notwendigsten deutschen Ausdrücke zu ermitteln.

Eine auffallende Erscheinung in den Straßen von Eskischehir waren die bei Kut-el-Amara gefangenen indischen Offiziere, die dort untergebracht wurden. Sie bewegten sich ganz frei, einige noch in ihrer englischen Uniform, mit dem indischen Turban auf dem Kopf, andere in bürgerlicher Kleidung und rotem Fes. Wir trafen bei der Abfahrt eine ganze Reihe der großen, schlanken Jnder am Bahnhof. Sie schienen sich über irgend etwas königlich zu amüsieren. Der Grund ihrer Heiterkeit wurde rasch offenbar. Auf dem Bahnhof stand ein Zug mit tausend rumänischen Gefangenen aus der Dobrudscha, die nach Kutahia überführt wurden.

Am nächsten Morgen passierten wir Afschehir, die Stadt des türkischen Eulenspiegel Nasreddin Hodscha. Hier und auf allen folgenden Bahnhöfen bis zum Taurus hin bemerkten wir riesige Haufen von Getreide verschiedener Art, die zur Versendung nach

Stambul bereitlagen. Die rumänische Kriegserklärung hat die Türkei endlich aus ihrer Brotabhängigkeit vom Ausland erlöst. Die Versorgung der Hauptstadt mit anatolischem Korn ist durch sie eine Notwendigkeit geworden und wird in Zukunft hoffentlich etwas Selbstverständliches bleiben.

In Konia, der Stadt der gelbbraunen Seldschukenbauten mit den schönen Fayencen im Innern, bewunderten wir besonders die prächtigen Farbenwirkungen im Mausoleum des großen Derwischs Mewlana. In der Stadt herrscht kein so lebhaftes Treiben wie in Eskischehir. Aber die Ansätze zu neuem Aufblühen sind unverkennbar. Von Mangel war auch hier nichts zu spüren. Bei der Abreise von Konia erfreute die Kapelle der türkischen Jugendwehr uns durch ein Ständchen. Sie wurde erst vor einigen Monaten gebildet. Trotzdem führte sie ihr durchweg aus deutschen Stücken bestehendes Programm recht wacker aus und lieferte damit einen hübschen Beweis für die Begabung der türkischen Jugend.

In Ulu-Kyschla, der vorletzten Station des in Betrieb befindlichen Teils der Bagdadbahn diesseits vom Taurus, sahen wir am nächsten Mittag die ersten Kamelkarawanen und Massen von sympathischen Eseln, die von hier ab den Etappendienst mitversehen. In Bosanty verließen wir den Eisenbahnwagen, der uns drei Tage und Nächte beherbergt hatte. Vor der Weiterfahrt fand die feierliche Einweihung eines türkischen Soldatenheims durch die Delegation statt. Dann ging es in deutschen Autos über den Tauruspaß nach Tarsus, der altberühmten Geburtsstadt des

Apostels Paulus. Unterwegs machten wir beim Lager der deutschen Kraftfahrer halt und folgten einer Einladung des Kommandanten zu Tee und deutschem Kuchen.

In Tarsus lernten wir am nächsten Vormittag mit unseren türkischen Reisegeossen manche Merkwürdigkeit kennen, über die der Baedeker sich ganz ausschweigt. Man zeigte uns die Gräber des Propheten Daniel, des Propheten „Doktor Lokman“, wie die Mohammedaner den alten Israeliten nennen, des Adamssohnes Schid, der ein jüngerer Bruder von Kain und Abel war, des ersten Gebetsrufers Mohammeds, Bilal Habeschi, und des Abbassidensultans Memun von Bagdad. Wir sahen ferner die große Moschee des Kebir Ramasanoglu, aus der Familie unseres Reisegeossen Ismedt Bej, und ein afghanisches Kloster, dessen braune Mönche das Grab des mohammedanischen Heiligen Scheich Kassim Afgani hüten. Und vom Minaret einer alten Moschee, die einstmals eine christliche Kirche war, erblickten wir im Herzen von Tarsus die erste hohe Palme.

An Adana, das aus der Ferne den Eindruck einer betriebsamen europäischen Stadt mit einigen Fabrikschloten macht, fuhren wir nachmittags leider vorbei. Eine Stunde später passierten wir die malerische Schlangenburg, türkisch Zilan-Kale genannt, und gegen sieben Uhr abends trafen wir in Mamureh am Almanusgebirge ein.

Am Morgen, vor der Abfahrt von Mamureh, hatten wir dort eine merkwürdige Begegnung. Freund Bahid Effendi, das eine der beiden geistlichen Mitglieder unserer Mission, zeigte mir einen

schlanken Scheich mit langem weißlichen Vollbart, klugen Augen hinter den Brillengläsern und wallendem arabischen Gewand. Er flüsterte mir dabei ins Ohr, dieser würdige Herr sei ein Deutscher und heiße Abedullah Naufel Effendi. Ich ahnte gleich, daß es Karl Neufeld, der berühmte „Gefangene des Mahdi“, sei, und in der Tat, er war es. Er kam gerade aus dem Hedschas und fuhr weiter nach Berlin — sicher eine kleine, recht bequeme Reise für diesen seltsamen Mann, der so viel schon durchgemacht hat. Mehrere unserer türkischen Reisegenossen erneuerten in Mamureh ältere Bekanntschaft mit Neufeld.

Deutsche Kraftfahrer, die bei Hassan-Bej, mitten im Gebirge, ihren Park aufgeschlagen haben, brachten uns über den Amanuspaf hinüber nach dem alten Nikopolis, von dessen Glanz noch ein guterhaltenes Mosaikbild, nicht weit vom Bahnhof des heutigen Islahieh, zeugt.

Abends waren wir in Aleppo. Hier erwarteten uns die Herren, die Dschemal Pascha der Delegation als Begleiter für die weitere Fahrt entgegengeschickt hatte, darunter der religiöse Chef einer Armee, Mufti Scheich Effad Schükair, ein unheimlich kluger Araber, und der junge deutschsprechende Reserveleutnant Suleiman Ferid Bej, mit dem türkistischen Beinamen „Ulug“, den der Armeeführer speziell uns deutschen Pressevertretern beigegeben hatte.

Wir blieben auf der Hinreise nur einen Tag in Aleppo, und dieser eine Tag war fast ganz mit Besuchen und Festlichkeiten ausgefüllt. Was wir dabei von der Stadt sahen, machte einen guten Eindruck. Sie hat sich besonders unter dem vorletzten Wali,

dem früheren Minister Dschelal Bej, der jetzt in Konstantinopel eine große deutsch-türkische Gesellschaft leitet, sehr zu ihrem Vorteil verändert. Auch in Aleppo, das als Etappenort für drei Fronten, Sues, Irak und Kaukasus, eine wichtige Rolle spielt, sieht man häufig die deutsche Uniform.

Spät abends waren wir von Aleppo in geschickt improvisierten Schlafwagen abgefahren. Am andern Morgen wachten wir in der braunen nordsyrischen Ebene auf. Hama lag schon hinter uns. Seltsame Dörfer, die man sich ebensogut in Marokko oder Tripolis denken könnte, brachten uns klar in Erinnerung, daß wir in Asien weilten. Die wunderlichen Zuckerhuthäuser von Tel-Bisfeh ließen uns an Abbildungen afrikanischer Negerdörfer denken. In Homs, dessen malerisches Araberviertel von der großen neuen Moschee Halid Ibn Belid — so benannt nach dem „Schwert des Islam“, dem Eroberer von Homs — beherrscht wird, fand am Bahnhof Begrüßung durch die Behörden statt. Auch in Baalbek, dessen Säulen wir einstweilen nur vom Zuge aus betrachten konnten, wurde die Abordnung von Behörden und Notabeln bewirtet.

Je mehr wir uns dem Libanon näherten, desto mehr verlor das Land seinen exotischen Charakter. Und als wir abends im heiteren Sachle, am Hang des stattlichen Sanninberges, ankamen, fühlten wir uns fast nach Europa zurückversetzt. In Sachle machten wir für zwei Tage halt und genossen dort in köstlicher Frische die Ruhe, die wir nach sieben anstrengenden Tagen und vier Nächten im Eisenbahnwagen reichlich verdient hatten.

In Beirut und Damaskus

In Muallaka, der Eisenbahnstation von Sachle, hatten wir am Tag nach unserer Ankunft die erste Begegnung mit dem Mann, in dessen Befehlsbereich wir uns seit Bosanty befanden. Dschemal Pascha verließ dort auf der Fahrt von Damaskus nach Beirut seinen Zug, um die Gäste der Armee zu begrüßen. Wir selbst fuhren am nächsten Tag in den Autos des Armeekommandos über den Libanonkamm hinüber nach Alieh, der eleganten Sommerfrische über Beirut. Mittags kam Dschemal Pascha dorthin, um mit der Delegation zu essen. Kurz vor Tisch wurde ihm ein Telegramm überreicht. Er durchflog es und rief uns dann auf französisch zu, die Depesche melde die Errichtung des Königreichs Polen. Das war am 6. November. Seit der Abfahrt von Konstantinopel hatten wir gar keine Nachrichten zu sehen bekommen und auch kaum danach gefahndet. Die Mitteilung Dschemal Paschas ließ unser Verlangen nach Neuigkeiten mächtig wiederaufleben. Und als wir am nächsten Vormittag nach unvergeßlicher Fahrt durch das herrliche Land in Beirut eingetroffen waren, gingen wir zunächst einmal auf die Suche nach Zeitungen.

Acht Tage weilten wir auf der Hinreise zur Suesfront in Mittelsyrien, dem Zentrum der neuen türkischen Verwaltung, die ihre Wirkungen von dort nach Norden bis zum Taurus, nach Süden bis zum Sinai und bis ins Hedschas hinein ausstrahlt. Wir haben in diesen acht Tagen zwischen glänzenden Essen und Empfängen in festlich geschmückten Städten so viel gesehen, daß es schwer fallen würde, alles mit gebührender Ausführlichkeit zu schildern. Je mehr wir sahen, desto mehr drängte sich uns der Eindruck auf, daß das viel mißbrauchte Wort von den „Segnungen des Krieges“ für dieses Land wirklich wahr geworden ist. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß alles rosenfarben geschildert werden könnte. Auch hier wird, wie überall, mit manchen Schwierigkeiten gekämpft, und es ist beim besten Willen nicht immer möglich, sie ganz zufriedenstellend zu überwinden. Das gilt zum Beispiel von der Verpflegungsfrage, deren Lösung durch die unerhörte Unvollkommenheit des französischen Eisenbahnmaterials stark erschwert wird. Aber neben dem weniger Erfreulichen sahen wir so viel Schönes und selbst Großes, daß zum Schluß ein durchaus günstiger Gesamteindruck bestehen blieb.

Als der Marineminister Generalleutnant Achmed Dschemal Pascha nach Eintritt der Türkei in den Weltkrieg als Oberbefehlshaber einer türkischen Armee nach Syrien ging, war es ihm sicher klar, daß eine doppelte, sehr schwere Aufgabe seiner harrte. Mit der Abwehr etwaiger feindlicher Angriffe war es hier nicht getan. Nicht minder wichtig war die Niederzwingung des Feindes im eigenen Lande und die moralische Rückeroberung dieser

schönen Provinzen für die Türkei, der Syrien und Palästina nach dem Plan der Ententemächte langsam, aber sicher entzogen werden sollten. Wer dieses Land jetzt bereist, wird überall den Eindruck gewinnen, daß Dschemal Pascha seine Aufgabe in den zwei Jahren seiner dortigen Wirksamkeit glänzend gelöst hat. Die lange Dauer des Krieges hat für die Türkei wenigstens das Gute gehabt, daß sie den Türken endlich Gelegenheit bot, im eigenen Reiche wieder Fuß zu fassen.

Es war höchste Zeit, aber glücklicherweise war es noch nicht zu spät. Wie groß die Gefahr war, lehrt besonders ein Besuch von Beirut, das die Franzosen schon als ihre Stadt zu betrachten schienen. Vom Libanon, welcher der Türkei effektiv schon entrissen war, gar nicht zu reden. Wir verstanden die freudige Genugtuung unserer türkischen Reisegeossen beim Anblick der türkischen Truppen in Libanonorten wie Sachle und Alieh, in denen die türkische Uniform sich so lange Jahre hindurch nicht zeigen durfte. Die Gendarmerie des Libanon rekrutiert sich einstweilen noch ausschließlich aus der einheimischen Bevölkerung, Christen wie Druzen. Ich bezweifle jedoch, daß sie dieses System auf die Dauer beibehalten kann, denn die Schattenseiten der Regionalrekrutierung sind gerade in dieser Gegend nicht zu verkennen.

Unterhaltungen zwischen Türken und Beirutern oder Libanesen finden fast immer in französischer Sprache statt, da den Westsyriern das Türkische und den Türken das Arabische fremd ist. Ein leicht erklärlicher, aber ganz anormaler Zustand, denn Beirut und der Libanon liegen doch schließlich in der Türkei, wenn ihre

durch die Ententemächte verhätschelten Einwohner auch noch so sehr davon überzeugt sein mögen, daß sie ein versehentlich nach Asien gerutschtes Stück Europa darstellen. Das soll nun anders werden. Dschemal Pascha hält die Gründung und Förderung von türkischen Schulen für eine Pflicht. Wir bewunderten besonders die nach ihm benannte Mädchenschule in Beirut, die von Nigjar Hanum, einer Schwester der für ein Jahr nach Syrien berufenen Dichterin Halide Edib Hanum, geleitet wird. Vierhundert junge Mädchen, Mohammedanerinnen und Christinnen, werden hier zusammen erzogen. Die vor etwa neun Monaten gegründete Schule macht einen vortrefflichen Eindruck.

Von den übrigen Lehranstalten verschiedener Art, die wir besichtigten, sei besonders die Landwirtschaftsschule in Tanail-Ksara am östlichen Fuß des Libanon erwähnt. Sie wird von einem deutschen Direktor, Dr. König, geleitet und befindet sich in dem früheren „landwirtschaftlichen Waisenhaus“, das die französischen Jesuiten hier auf erpreßtem Grund und Boden errichtet hatten, um die von ihnen erzogenen syrischen Waisen nach bewährtem System kräftig auszubeuten und unter dem Vorwand christlicher Kulturpropaganda gute Handelsgeschäfte zu machen. Aus Tanail-Ksara kam der Libanonwein, der in den katholischen Kirchen als Messewein benutzt zu werden pflegte. Die Kapelle des Hauses ist jetzt in eine Moschee umgewandelt, und die Weinflaschen tragen statt der Etikette mit den Baalbeksäulen und dem Kreuz darüber türkische Aufschriften. Die ersten hundertfünfzig Schüler waren kurz vor unserm Besuch eingetroffen. Weitere zweihundert sollten

folgen. Die ersten Ankömmlinge waren sämtlich Mohammedaner. Es ist jedoch sicher, daß die Schule auch Angehörigen anderer Bekenntnisse offen stehen wird.

Die Mischung der Religionen ist ein Lieblingsgedanke Dschemal Paschas. Wir fanden sie nicht nur in den Schulen. Von den zehntausend Frauen, die in den Etappenanstalten einer Armee in Damaskus arbeiten, sind ein Viertel Armenierinnen. Die übrigen sind Mohammedanerinnen, arme Soldatenfrauen, Witwen Gefallener oder Eingewanderte. In den Etappenanstalten ist eine Waisenabteilung gegründet worden, in der Waisenknaben, Mohammedaner wie Christen, zu Handwerkerernzogen werden. Ihre Zahl beträgt zur Zeit zweihundertfünfzig. Sie soll auf tausend erhöht werden. Die Knaben sind zum Teil Armenier. Diese Einrichtung, die anfangs nur als Gründung für die Dauer des Krieges gedacht war, wird dauernden Charakter erhalten.

Auch die Heranziehung der Frauen zur Arbeit ist bezeichnend für Dschemal Pascha, in dem die türkischen Frauenrechtlerinnen seit langem einen Förderer und Beschützer sehen. Die Frauen haben die Erwartungen des Armeeführers nicht getäuscht. Man ist mit ihren Leistungen sehr zufrieden. In einer militärischen Watterfabrik verrichten jetzt zweihundertfünfzig Frauen dieselbe Arbeit, die in der ersten Zeit nach ihrer Gründung von dreihundertfünfzig Männern geleistet worden ist. Auch in der von Dschemal Pascha gegründeten Konservenfabrik sind Frauen beschäftigt. Diese Fabrik, die aus dem Nichts geschaffen wurde, hat der Armee in den ersten dreizehn Monaten ihres Bestehens

55 000 Büchsen Gemüse, 2400 Büchsen Zunge, 12 200 Büchsen Fleischbrühe, 13 300 Büchsen Suppe, 10 600 Flaschen Zitronenlimonade, 4500 Flaschen Orangenlimonade, 12 000 Kilo Essig, 3000 Kilo Pickles geliefert. Sie stellt außerdem gesalzenes Fleisch und türkische Dauerwürste in großen Massen her.

Überall im Bereich der Armee wird fleißig gearbeitet. Den Arbeitslosen ist viel Gelegenheit zu Beschäftigung gegeben. Wer in den militärischen Werkstätten nicht unterkommt, kann bei den großen öffentlichen Arbeiten mittun, die in mehreren syrischen Städten auf Anregung Dschemal Paschas im Gange sind. In Beirut sind viele alte Häuser niedergedrückt worden, um Platz für mehrere breite Straßen zu schaffen, welche die mittlere Stadt mit dem Meer verbinden sollen. An einer herrlichen, in die See vorspringenden Stelle des berühmten Strandes von Beirut wird ein Sultansschloß gebaut werden. In Aleppo ist die Wiederherstellung der großartigen Zitadelle geplant. In Damaskus sind schöne Straßen, besonders ein „Boulevard Dschemal Pascha“, im Entstehen begriffen, die dem Viertel beim neuen Hedschasbahnhof ein modern-großstädtisches Aussehen verleihen werden. Nicht weit vom Bahnhof wird an dem netten Flüsschen Barada, dessen von hohen, kahlen Bergen eingefasstes, üppig fruchtbares Tal nach arabischem Glauben einst Adams Paradies beherbergte, ein Stadtpark geschaffen werden. Und die benachbarte große Selimiehmoschee, die ganz verfallen war, soll ihren alten Glanz wiedererhalten. Arbeiten ähnlicher Art werden in Jerusalem und Jaffa ausgeführt.

Dschemal Pascha hat für die Verwirklichung seiner großen Pläne einen ganzen Stab von deutschen Mitarbeitern gewonnen. Zu ihnen gehört als Beirat des Armeekommandos für Bau- sachen der frühere Leiter des Deutschen Instituts in Rom, Professor Zürcher. Als Fachmann für Bewässerungen ist Ingenieur Weidner, der einstige Leiter der Bewässerungsanlagen bei Konia, mit dem Charakter als osmanischer Major ins Hauptquartier einer Armee berufen worden. Noch andere Deutsche helfen bei dem Werk der Neubelebung Syriens mit.

Man muß den „Böjüf Kommandant Pascha“, den „Großen Kommandanten“, wie Dschemal Pascha in Syrien allgemein genannt wird, sehen, wenn er seine Pläne auseinandersetzt oder schon Geschaffenes vorführt. Dann leuchten seine klugen Augen in stolzer Schöpferfreude, und seine Miene nimmt den Ausdruck bestrickender Liebenswürdigkeit an. Aber bei den endlosen Lobreden, die dem Pascha bei Festessen und Empfängen vorgesetzt werden, sieht er meistens müde und gelangweilt aus. Bei aller Freude über ehrliches Lob von berufener Seite ist Dschemal Pascha sicher kein Freund der klingenden Phrase, die im Lande arabischer Zunge üppiger als irgendwo gedeiht. Er ist ein Mann der Tat und ein glänzendes Beispiel für die unbestreitbare Wahrheit, daß man durch und durch Türke sein kann, ohne deshalb Orientale im Sinn schlaffer Beschaulichkeit zu sein.

U n d e r S u e ß f r o n t

Von Damaskus fuhren wir am 13. November auf der Hedschasbahn durch das Haurangebiet nach Süden bis Dera. Dort wurde unser Sonderzug auf die Haifabahn gebracht, die Meißner Pascha, der deutsche Bauleiter der Hedschasbahnen, vor etwa zehn Jahren in überraschend kurzer Zeit hergestellt hat. Abends kamen wir am See Genezareth vorbei, der, wie so manche geschichtlich berühmte Stätte, im Weltkrieg seine Rolle gespielt hat. In Afuleh, das wir zur Dinerzeit erreichten, wurde die Abordnung von Vertretern der Behörden von Nazareth, Haifa und Akka begrüßt und bewirtet.

Am nächsten Morgen scheuchte man uns um fünf Uhr aus dem Schlaf. Wir waren in Ramleh, wo der Mufti von Jerusalem und der Kaimakam von Jaffa mit vielen Beamten und Offizieren in der Morgendämmerung auf dem besagten Bahnhof bereitstanden, um die Delegation willkommen zu heißen. Wir waren nun in der Zone angelangt, die gelegentlich von feindlichen Fliegern beunruhigt wird. Das Land zu beiden Seiten der Bahn ist steppenartig. Hecken von Kaktus, dessen Staubfäden böse Augen-

entzündungen verursachen, schützen die Strecke gegen Sandverwehung. Hier und da fielen uns reichbebaute Oasen in der Einöde auf. Ein landeskundiger türkischer Reisegefährte bezeichnete sie als Kolonien der „Gaudi“ (Juden). Braune Beduinen in würdigem Maschlak, das Kefieh mit den dicken Kopfringen um Gesicht und Hals geschlungen, und Beduininnen in zerlumptem, blauem Kleid und hellem Kopftuch betrachteten neugierig unseren Zug. Man sieht nette Gestalten und hübsche Gesichter mit schönen Augen darunter. Aber sie scheinen ausnahmslos abstoßend schmutzig. Die meisten haben entzündete Augen, und viele sind einäugig.

Die Hitze nahm am Vormittag beständig zu. Als wir mittags den ersten großen Etappenort hinter der eigentlichen Suesfront erreichten, zeigte der Wärmemesser etwa vierzig Grad im Schatten. Wir hätten nach dem ersten Programm zwei Tage früher dort ankommen sollen, und genau im Augenblick der anfangs festgesetzten Ankunft der Delegation waren richtig fünf feindliche Flieger über dem Bahnhof erschienen. Sie ließen ein Duzend Bomben fallen und verwundeten dadurch leicht zwei Arbeiter und ein Kamel. Das Zusammentreffen kann zufällig sein. Wir selbst kamen zuerst kaum auf den Gedanken, daß der Fliegerbesuch uns gegolten haben könnte. Aber als wir dann erfuhren, daß die Flieger nach längerer Pause zwei weitere Orte beschossen hatten, die unser Ziel bildeten, und zwar beide um die Zeit, zu der wir nach dem ersten Programm dort hätten eintreffen müssen, wurden wir doch stutzig. Ähnlich war es, als Enver Pascha vor einigen Monaten die Suesfront besuchte. Auch damals hielten die feindlichen Flieger

sich an das erste, nachträglich geänderte Programm und kamen daher um einen Tag zu früh. Da liegt der Verdacht doch nahe, daß der Spionagedienst unserer Feinde wieder einmal funktioniert hatte. An einem Ort hinter der Suesfront haben die Flieger ein Zeltlazarett des Roten Halbmondes, in dem wir die Nacht verbringen sollten, mit Bomben belegt. Und an einem andern Ort schoß ein feindlicher Flieger mit seinem Maschinengewehr in ein Lazarett. Eine Kugel schlug unter dem Bett eines Typhuskranken in die Wand. Die beiden Lazarette waren so deutlich gekennzeichnet, daß ihre Verkennung ausgeschlossen ist.

Man muß bei Beurteilung der Lage auf diesem Kriegsschauplatz immer daran denken, daß unsere türkischen Bundesgenossen sich hier in besetztem Feindesland befinden. Die frühere Grenze Ägyptens lief ja zwischen dem 34. und 35. Längengrad steilschräg vom Mittelmeer zum Golf von Akaba. Die Engländer haben freilich für dieses Grenzgebiet nie etwas getan. Ihnen lag daran, den Kanal durch scheinbar unpässierbares Wüstenland gegen Syrien gedeckt zu sehen. Ihre Beamten waren jedoch über das ganze Land bis an die von ihnen erpreßte Grenze hin zerstreut.

In einem Ort, den wir näher besichtigten, hauste früher einsam ein solcher Engländer mit seiner Familie in einem kleinen Haus auf einem Hügel. Er war telegraphisch mit Kairo verbunden und vertrieb sich die Zeit mit Jagd auf allerlei Steppengetier und mit der Pflege eines ganz hübschen Gartens. Seine einzige amtliche Aufgabe war die Auszahlung eines Monatssoldes an die Häupter der Beduinenstämme dieser Gegend. Ich habe die Beduinen-

häuptlinge gesehen. Sie waren in ihren malerischen Trachten erschienen, um die Abordnung aus Konstantinopel zu begrüßen, und schauten aus ihren klugen Augen bei unserer Ankunft lauernd drein, während ein Duzend Beduinenkinder unter Leitung des Dorfschulmeisters einen arabischen Willkommengesang erschallen ließ.

Die Beduinen haben früher das englische Gold mit der ihnen eigenen Würde anstandslos angenommen und dafür den Geldgeber unter sich geduldet. Während des Krieges haben die Engländer es jedoch gründlich mit ihnen verdorben. Die Beduinen sind jetzt äußerst erbittert auf die Engländer, weil diese wiederholt ihre Lager bombardiert und dabei viele Frauen und Kinder getötet haben. Augenblicklich würde ein Engländer kaum lebend aus ihren Händen kommen. Diese Erbitterung erleichtert ihnen die Unterstützung der türkischen Sache. Tatsächlich halten die Beduinen dieser Gegend treu zu den Türken. Uns ist nur ein einziger Fall von Feindseligkeit der einheimischen Bevölkerung gegen die Türken bekannt geworden. Sein Opfer war ein türkischer Offizier, der sich vielleicht irgendwie persönlicher Rache ausgesetzt hatte. Die Türken brauchten unter diesen Umständen auch keine Maßregeln zur Entwaffnung der eingeborenen Bevölkerung zu treffen. Die Beduinen dürfen ihre oft reichverzierten Säbel und vielfach etwas altertümlichen Gewehre und Pistolen ungestört tragen. Wir sahen eine hübsche Mustersammlung davon auf dem Markt in Birseba, zu dem die Bewohner der ganzen Gegend mit Frauen und Kindern, Kamelen, Pferden und Eseln zusammengeströmt waren.

Die freundliche Haltung der Bevölkerung ist für die Türken äußerst wertvoll. Die ohnedies ungeheuren Schwierigkeiten der Kriegsführung in diesem Gebiet wären vielleicht unüberwindbar, wenn die Verbindungen der kämpfenden Truppe und die Etappenanlagen im Rücken der Armee gegen eine feindliche Bevölkerung verteidigt werden müßten.

Unter den erwähnten Schwierigkeiten, deren Überwindung nur mit einem riesigen Aufwand von Klugheit und Tatkraft erzielt werden konnte, muß die Wasserfrage an erster Stelle genannt werden. Nur wer dieses seltsame Land mit seinen weiten öden Flächen und den wunderbar geformten weißen Kalkklippen am Horizont selbst gesehen hat, vermag ganz zu ermessen, welchen Wert jeder Tropfen Wasser hier hat. Die Brunnen werden denn auch an den Etappenorten als Hauptsehenswürdigkeit gezeigt.

Die Hauptschwierigkeiten setzen natürlich da ein, wo die Fahrstraßen zu Ende sind, weil das Gelände die Weiterführung nicht gestattet hat. Hier beginnt nun die Region des Kamels. Von klugen Eseln geführt, gehen die Kamelkarawanen in feierlicher Langsamkeit durch die braungelbe Einöde. Sie tragen alles zur Front: Proviant, Munition, Geschützteile, Wasser und die Menschen, die freilich die würdige Bedächtigkeit der Kamele aufzuheben und bis zu zwölf Kilometer in der Stunde mit ihnen zu laufen vermögen, falls sie im Umgang mit den nützlichen Wüstentieren erfahren sind. Bei der Rückkehr von der Front besteht die Ladung der Karawanen manchmal aus Kranken und Verwundeten. In hübsch erdachten Tragkörben, die beiderseitig vom

Kamelrücken herabhängen, liegen die Transportierten ganz bequem.

Es ist klar, daß der Feldzug im Wüstengebiet unerhörte Anforderungen an jeden einzelnen Mann stellt. Mit freudiger Genugtuung konnten wir beobachten, wie gut für die tapferen Truppen, die hier in aufreibendem Klima für unsere gemeinsame Sache kämpfen, überall gesorgt wird. Wir sahen in den Etappenorten schöne Baderäume, die man in der „Wüste“ kaum suchen würde, Eisfabriken, saubere Lazarette mit hellen, freundlichen Räumen, in denen glücklicherweise verhältnismäßig wenige Kranke und Verwundete lagen. Wir sahen große Mühlen und Bäckereien mit Motorbetrieb, schöne Gartenanlagen mit Gemüse und Früchten für die Kranken und vieles andere, was uns in solchem Landstrich überraschte.

Der eine Etappenort der Wüste erfreut sich sogar eines Kinos, in dem zu Ehren der Delegation eine Galavorstellung stattfand. Dazu waren auch die Beduinenscheichs der Umgegend geladen. Das Programm setzte sich aus vier deutschen „Kriegswochen“ und dem amerikanischen Beilis-Film zusammen. Daß ich das bedauernswerte Opfer des Ritualmordprozesses von Kiew im Wüstenkino wiederssehen würde, hätte ich auch nicht gedacht! Besonders erwähnt sei noch, daß auch für die braven Lasttiere gut gesorgt ist. Es gibt da riesige Tränken, an denen hunderte von Kamelen und Eseln gleichzeitig ihren Durst löschen können. Mehrere Etappenorte haben auch Tierlazarette. In einem fanden wir über zweihundert kranke und verwundete Kamele, in einem anderen

etwa fünfzig Pferde und Esel. Neben der Straße sieht man Kamelkadaver in allen Stadien der Verwesung — ein Beweis dafür, daß die Tiere bei aller Pflege den Mühen des Kriegsdienstes oft nicht gewachsen sind.

Mit stolzer Freude stellten wir fest, wie groß der deutsche Anteil an den Leistungen im Bereich der Suesfront ist. Dschemal Pascha, der als starke Persönlichkeit mit berechtigtem Selbstbewußtsein von der Heranziehung fremden Beistands keine Verminderung des eigenen Wertes befürchtet, sichert sich, wie schon früher betont, mit Vorliebe deutsche Mitarbeit. Das fanden wir auch hier wieder bestätigt. Deutsche Truppen verschiedener Waffen haben an dieser Front mitgekämpft. Die deutschen Kraftfahrer leisten auch auf diesem Kriegsschauplatz Hervorragendes. Daneben gibt es einen ganzen Stab von technischen Fachleuten, die Deutschland für die Suesfront zur Verfügung gestellt hat, Wasserbauer, Telegraphisten, Leiter von Reparaturwerkstätten. Und nicht zuletzt verdienen die deutschen Schwestern Erwähnung, die wir in deutschen und türkischen Lazaretten des Wüstengebiets begrüßen durften.

Auch deutsche Gräber fanden wir hier, glücklicherweise nur wenige, aber diese paar doppelt ergreifend in so fremdartigem Land, so weit von der Heimat. Bei Besichtigung der Ptolemäer ruinen auf der Höhe von Hafir überraschte uns plötzlich der Anblick zweier Kreuze. Auf dem einen steht nur: „Ruhe sanft.“ Ein preußischer Kraftfahrer, den die Malaria hinwegraffte, schläft darunter. Ein würdiger Grabstein mit seinem Namen war gerade

in Arbeit. Das zweite Grab trägt eine Sandsteinplatte mit Inschrift: „Brigitte Lunau, vom Orden des heiligen Borromäus, gestorben am 7. Mai 1916 in treuer Ausübung ihres Berufes als Krankenschwester.“ Die beiden Gräber sind schön gepflegt, eine Stätte der Verehrung für Deutsche und Türken. Und weit schaut man von ihnen aus rings über das prächtige Land, in dem unsere Bundesgenossen jetzt neues Leben wecken wollen.

Türkische Kolonisation im syrisch-ägyptischen Grenzgebiet

Wir fuhren zu dritt, zwei Türken und ein Deutscher, mit Excellenz Meißner Pascha im lustigen Salonwagen in die Wüste hinein, während die übrigen Mitglieder der Delegation auf der Fahrstraße in deutschen Autos dem gleichen Ziel zueilten. Es war recht heiß. Wir alle schauten etwas schläfrig durch die Fenster und sprachen kaum. Nur Meißner Pascha, der trotz seiner vorzeitig weißgewordenen Haare Unermüdliche, immer Lebhafteste, plauderte bald mit diesem, bald mit jenem, französisch, türkisch, deutsch. Und von Zeit zu Zeit wandte er sich, mit dem Finger hinauszeigend, an uns alle und rief: „Eschöl! Eschöl!“ (Die Wüste, die Wüste!) Der ausgezeichnete Kenner des Landes fühlte immer wieder den Drang, uns darauf zu stoßen, wie wenig diese „Wüste“ den landläufigen Vorstellungen von Wüstengebiet entspricht.

Tatsächlich konnten wir nur an einzelnen Stellen jene Sanddünen mit den feinen, regelmäßigen Windfurchen bemerken, ohne die mir eine Wüste früher undenkbar schien. Desto häufiger entdeckten wir zu beiden Seiten der Bahnstrecke Ackerland. Überall

waren Beduinen dabei, das Land mit dem Kamelbespannten Pflug zu bestellen. An den Stationen herrschte lebhaftes Treiben. Die Bahnhöfe sind natürlich an Wasserstellen angelegt worden. Einige dieser Brunnen wurden von Beauftragten der Bahnleitung mit der Wünschelrute gefunden. Meißner Pascha läßt alle Brunnen an der Strecke schön ausmauern, auch wenn die Bahn selbst ihrer nicht mehr bedarf. Jeder Brunnen ermöglicht eine Erhöhung des Viehbestandes der Beduinen und bedeutet somit eine Gewähr für wachsenden Wohlstand der Bevölkerung. Die Bahnhöfe waren zur Zeit unserer Reise noch im Bau begriffen. Es sind nette Häuser aus schönem Sandstein, um die sich vermutlich im Laufe der Zeit kleine Dörfer bilden werden.

Während den Engländern aus dem schon erwähnten Grunde an der Erhaltung des Wüstencharakters der syrisch-ägyptischen Grenzgebiete liegt, erstreben die Türken die effektive Besitzergreifung dieses Landes durch Kolonisation. Die Kriegsergebnisse haben die Notwendigkeit einer solchen Kulturpolitik klar bewiesen. Es muß jedoch betont werden, daß die Türkei ihr Kolonisationswerk hier schon vor dem Weltkrieg begonnen hat. Vor acht Jahren, also gleich nach der Wiedereinführung der Verfassung, setzte die Arbeit bei Birseba, der biblisch berühmten Stätte der sieben Brunnen, ein. In acht Jahren ist dort aus Wüstensand ein ansehnlicher Ort mit hübscher Moschee, schönem Schulhaus, Regierungsgebäude, Krankenhaus und anderen nützlichen Bauten hervorgezaubert worden. Der Krieg hat die Entwicklung des Ortes begünstigt. Unter Leitung des tüchtigen Regierungspräsi-

dentem und Kommandanten, des Obersten Bedſchet Bej, iſt dort vieles geſchaffen worden, das den Krieg überdauern wird.

In Birſeba erſcheint jezt ſogar eine Zeitung mit Bildern. Ihr Titel lautet in deutſcher Überſetzung: „Die illuſtrirte Wüſte“. Die erſte Nummer wurde uns bei unſerer Anfunft überreicht. Sie iſt mit den Bildniſſen des Sultans, Enver Paſchas und Dſchermal Paſchas ſowie mit einer Aufnahme von Birſeba geſchmückt. Der Leitartikel empfiehlt das Blatt, das nur Abonnenten gegen einen Jahrespreis von vierzig Piaſtern (acht Mark) zugeſtellt wird, der Geneigtheit des Publikums. In einem zweiten Artikel wird die Delegation willkommen geheißen. Der Lokaldichter des Ortes beſingt die Konſtantinopeler Herren in einem ſtimmungsvollen Gedicht, das mit einem Gruß an unſeren Reiſegefährtten, den Dichter Dſchelal Sahir Bej, ſchließt:

„Die Wüſte mit ihren melancholiſchen Kamelen
Entbietet dir ihren Gruß, o Sahir.“

Ein lokaler Gelehrter beginnt eine längere Abhandlung über die Geſchichte des Sinai. Interessaſt iſt der Nachrichtenteil dieſes Blattes. In türkiſcher und arabiſcher Sprache wird ein Telegramm wiedergegeben, in dem die Beduinenſtämme des Sinai-gebiets der türkiſchen Abordnung ihre treue Ergebenheit verſichern. Ein kleiner Artikel ſchildert den früher erwähnten Angriff feindlicher Flieger, der durch die deutſchen Abwehrgewehre und durch die Maſchinengewehre der deutſchen Flieger abgewieſen worden iſt. Zu den Mitarbeitern der Zeiſchrift „Eſchöl“ gehört übrigens

die Dichterin Halide Edib Hanum, die Birseba kurz vor uns besucht und einen Artikel für das Blatt geschrieben hat.

Die türkische Kolonisationsmethode konnten wir an einem interessanten Musterbeispiel beobachten. Wir erreichten nach stauziger Autofahrt durch Wüstensand ein fruchtbares Gebiet von ansehnlicher Ausdehnung, dessen Beackerung bei unserem Besuch in vollem Gange war. Die Zionisten wollten dieses Land, das nicht weit von der Südgrenze des alten Jüdischen Reiches liegt, gern kaufen. Sie haben einen hohen Preis dafür geboten, aber die türkische Regierung lehnte das Anerbieten ab. Die Türken wollen hier eine eigene Kolonie gründen. Die Heeresleitung hat für die Bestellung des Landes 350 Arbeitssoldaten, 150 Pflüge und 175 Zugtiere beordert. Nach dem gelben Einerlei des gerade hier recht öden und langweiligen Wüstengebiets wirkte der Anblick des fruchtbaren Landstrichs mit den arbeitenden Menschen und Tieren darauf erfrischend. Man konnte sich auf ein gut bewirtschaftetes Landgut versetzt glauben.

In der Nähe der Felder ist ein Dorf im Entstehen begriffen, das nach dem Führer der Armee Dschemalieh genannt wird. Die deutschen Kolonien in Palästina haben für die Anlage als Vorbild gedient. Jedes Haus wird von einem Garten umgeben sein. Die Häuser und Gärten liegen an einer breiten Straße, in deren Mitte die Moschee auf der einen, das Amtshaus mit Schule auf der anderen Seite errichtet wird. Die Fundamente dieser Bauten und der benachbarten Häuser sind bereits fertiggestellt. Das ganze Dorf wird auf Regierungskosten erbaut und zunächst

von Soldaten bewohnt werden. Von diesen sollen dann die Beduinen lernen, wie man in festen Häusern wohnt. Das Dorf ist für später ihnen zgedacht.

Dieser Versuch ist sehr beachtenswert und wird hoffentlich gelingen. Die Bedeutung der Ansässigmachung des Beduinenelements für die Zukunft Arabiens ist von berufener Seite oft genug betont worden. Warum sie unmöglich sein sollte, ist nicht ersichtlich. Das ewige Umherziehen dieser Nomaden der Wüste ist ja keineswegs nur durch Freude am Wandern zu erklären. Ich fragte Beduinenscheichs, warum sie mit ihren Zelten immer nur kurze Zeit an einem Orte bleiben. Nach ihrer Antwort verlassen sie einen Ort immer erst dann, wenn die Erdläuse sie vertreiben. An einer Stelle fand ich die schwarzen Beduinenzelte neben leeren Häusern eines von Beduinen und anderen Arabern bewohnten Dorfes. Ich erkundigte mich nach dem Grund und erhielt wieder den gleichen Bescheid. Die Leute waren aus den fußbodenlosen Häusern in die Zelte zurückgekehrt, weil Läuse aus der Erde gekommen waren. Nach einer gewissen Frist verlassen sie vermutlich, wieder durch Läuse vertrieben, die Zelte, um in die mittlerweile von den Läusen geräumten Häuser zurückzukehren.

Es ist mir nach so flüchtigen Eindrücken natürlich nicht möglich, mit fachmännischer Sicherheit zu beurteilen, bis zu welchem Grade die Beduinenfrage als Läusefrage zu betrachten und mit hin zu lösen ist. Bei der wiederholt festgestellten Furcht der Beduinen vor den Läusen scheint es mir jedoch sicher, daß die Beduinen dazu erzogen werden können, ein läusefreies Haus dem ewig ver-

lausten Zelt vorzuziehen. Überhaupt ist ja alles bei dieser Frage Erziehungssache. Die Beduinen sind gute Feldarbeiter und Viehzüchter. Warum sollte man aus ihnen mit entsprechender Belehrung nicht solide Bauern machen können?

Die Erziehung der Wüstenbewohner zu moderner Landwirtschaft ist ein Lieblingsplan Dschemal Paschas, der mit klarem Blick erkannt hat, daß die effektive Gewinnung dieses Gebietes für die Türkei nur durch Kolonisation unter Heranziehung der eingeborenen Bevölkerung zur Mitarbeit durchführbar ist. Es verdient Beachtung, daß Dschemal Pascha dabei auf die Mitwirkung der jüdischen Kolonisten in Palästina rechnet. Wir besuchten mit dem Pascha eine Landwirtschaftsschule der „Alliance Israélite Universelle“ in der Nähe von Jaffa und hörten dort, wie der Direktor das Versprechen gab, seine Schüler später in die Wüste zu senden, damit sie bei der Neubelebung dieses Landes mitzutun können. Aus dem Zusammenhang ging hervor, daß Dschemal Pascha selbst das angeregt hatte.

Wer mit eigenen Augen gesehen hat, was in Birseba und den weiter westlich gelegenen Stationen hinter der Suesfront geschaffen worden ist, wird schon heute unbedenklich von bleibenden Ergebnissen der in jedem Fall für alle Zeiten denkwürdigen Suesunternehmung sprechen können. Denn alle diese Brunnenanlagen, Krankenhäuser, Bäder, Werkstätten, Schuppen sind so fest aus Stein gebaut, daß sie den Krieg überdauern werden, um später der friedlichen Bevölkerung zu dienen. Auch Eisenbahn und Fahrstraße werden ja fortbestehen, wenn die militärischen Notwendig-

keiten, die ihre Schaffung erforderlich machten, nicht mehr vorhanden sind. Ihr Friedenswert wird dann erst zur Geltung kommen.

Ein großer Teil der Vorbedingungen für die Neubelebung und Erschließung dieses stellenweise wirklich schönen Landes ist damit erfüllt. Wenn es Dschemal Pascha jetzt noch gelingt, das große Werk der Geshaftmachung der Beduinen erfolgreich in Angriff zu nehmen und damit die Sicherheit im Lande zu vergrößern, kann die Möglichkeit der Durchführung des Kolonisationswerkes als verbürgt betrachtet werden.

Deutsche Wassersucher in der Wüste

Man darf es ruhig behaupten: ohne die deutschen Wassersucher wäre die ganze Suesunternehmung ein Ding der Unmöglichkeit geblieben. Wenn es gelungen ist, den Engländern dort ein wertvolles Stück Land zu entreißen und überdies starke englische Kräfte am Kanal zu binden — eine glänzende Leistung, deren richtige Bewertung allerdings nur bei Kenntnis der ungeheuren Schwierigkeiten des Unternehmens möglich ist —, so gebührt der Dank dafür nicht zuletzt den Männern, die Wasser für Menschen und Tiere schafften. Wir trafen ihre Spuren überall in der Wüste, und manchmal hatten wir das Vergnügen, ihnen persönlich zu begegnen. Von allen deutschen Formationen, die wir mit stolzer Freude auf diesem fernen Kriegsschauplatz begrüßten, haben sie uns am meisten interessiert, weil uns die Wichtigkeit ihrer Aufgabe im Brand der Wüsten Sonne ohne weiteres klar war.

„Wassersucher“ sind sie alle. Man muß jedoch vier verschiedene Formationen streng unterscheiden, wenn man jedem gerecht werden will. Im März 1915 ging eine erste Bohrexpedition unter Führung eines deutschen Offizierstellvertreters an die Suesfront.

Ihr gehörten im wesentlichen deutsche Kriegsfreiwillige aus Palästina an. Ein deutscher Baumeister aus Jaffa leitete die Maurerarbeiten. Die Ergebnisse entsprachen den damaligen, noch bescheidenen Bedürfnissen. Die Expedition hatte das Glück, eine erfolgreiche Bohrung vornehmen zu können, — bei dem unschätzbaren Wert jeder einzelnen Wassererschließung in diesem Sande ein schöner Erfolg. An mehreren Stellen wurden alte Brunnen ausgebaut und leistungsfähiger gemacht.

Diesem ersten Versuch folgte im September 1915 die Wünschelrutenerpedition, die ein bekannter Parteigänger der Wünschelrute in Majorsuniform leitete. Die Expedition bezeichnete eine ganze Reihe von Stellen, an denen sie Wasser vermutete. Die Grabungen ergaben nicht immer die erhofften Resultate. Ich muß es mir als Laie versagen, die widersprechenden Urteile, die mir über diese Expedition bekannt geworden sind, hier wiederzugeben. Der Kampf um Wert oder Unwert der Wünschelrute — ein beliebtes Thema bei abendlichen Wüstenunterhaltungen! — hat durch die hier erzielten Ergebnisse scheinbar keine endgültige Entscheidung empfangen.

Die deutschen Mitglieder der Wünschelrutenerpedition, etwa zwölf an der Zahl, bildeten den Stamm des Wassererschließungsbataillons, das im November 1915 als türkische Formation unter Führung eines Deutschen, des Hauptmanns Dr. K., früheren Landesgeologen von Südwestafrika, gebildet wurde. Dieses Bataillon hatte die Aufgabe, das Expeditionskorps auf dem Vormarsch gegen den Kanal zu begleiten und durch flache Brunnen

im Dünenland den Augenblicksbedarf an Wasser zu decken. Es hat an rund zweihundert Stellen in dieser Weise Wasser erschlossen. Wie nahe die Formation an den Feind herangekommen ist, geht aus der Tatsache hervor, daß der österreichische Ingenieur E. im März 1916 von den Engländern gefangen genommen wurde.

Seit dem September 1916 ist das Wassererschließungsbataillon verschmolzen mit dem Bohrsonderkommando, einer rein deutschen Formation, die der deutschen Militärmission angegliedert ist. Sie verdient besonders eingehende Betrachtung, da ihre Arbeit nicht nur vorübergehenden Kriegsbedürfnissen gilt, sondern dem Lande dauernd zugute kommen wird. Die von Dschemal Pascha energisch geförderte türkische Kolonisation im syrisch-ägyptischen Grenzgebiet wäre ohne die Mitwirkung dieses deutschen Kommandos kaum möglich. Seine Anforderung durch den Führer der Armee ist ein Beweis dafür, wie ernst Dschemal Pascha seine Aufgabe als Kolonisator nimmt.

Das Bohrsonderkommando wurde im Herbst 1915 in Berlin gebildet. Sein Führer, Oberleutnant K., war früher lange als Ingenieur im Ausland. Bei Ausbruch des Krieges leitete er eine Erdölgesellschaft in Galizien und wurde dann technischer Offizier bei einer Formation schwerer Artillerie an der Westfront. Dem Kommando gehören zweiundzwanzig Deutsche, alles Unteroffiziere, Vizefeldwebel oder Feldwebel, und ein deutscher Sanitäter an. Zwölf Mann sind von Beruf Bohrmeister, die übrigen meist Motorfachleute. Dann sind da noch ein Geologe und Phy-

siker und ein physikalischer Chemiker, beide aus Göttingen einberufen, sowie ein deutscher Buchhändler aus Kairo als Dolmetscher. Außerdem gehören drei deutsche Kriegsfreiwillige aus Palästina und annähernd zweihundert Türken und Araber zu dem Kommando.

Am Neujahrstag 1916 traf das Bohrsonderkommando mit neunzig Tonnen Gepäck in Konstantinopel ein. Dort wurde die Ausrüstung vervollständigt. Sie betrug bei der Weiterfahrt über zweihundert Tonnen. Nicht weniger als siebenmal mußte die ganze Last auf der Reise von Berlin bis zur letzten Station der Wüstenbahn umgeladen werden. Kein Wunder, daß das Kommando erst im Mai sein Ziel erreichte, obgleich es einen Teil seiner Geräte unterwegs liegen ließ, um schneller vorwärtszukommen.

Im Gegensatz zum Wassererschließungsbataillon hatte das Bohrsonderkommando die Aufgabe, die Etappenstraße mit Motorbrunnen zu versehen. Zehn Bohrtürme und dreißig Petroleummotoren standen zur Verfügung. Das Kommando hat auf der Sinaihalbinsel drei Bohrungen vorgenommen. Die erste stieß in sechzig Meter Tiefe auf das ersehnte Wasser. Die zweite Bohrung verschaffte das beste Wasser an einer wichtigen Station. Die dritte mußte leider aus militärischen Gründen in sechsundzwanzig Meter Tiefe aufgegeben werden. Das Kommando hat außerdem alte Brunnen ausgebessert und die Sinaibahn in S . . . mit Wasser versorgt. Einer seiner Bohrtürme war im Libanon angelegt, um nach Kohlen zu suchen. Im Mai 1916 erhielt das Kommando den Auftrag, bei Damaskus nach Erdöl zu forschen. Die Ver-

suche wurden zunächst nicht weiter verfolgt, obgleich Aussicht auf Erfolg vorhanden ist.

In der Sinaiwüste hatte das Kommando auch Gelegenheit, sich rein militärisch zu betätigen. Der Führer nahm mit einigen seiner Leute aktiv an den Kämpfen am Kanal teil und behütete ein türkisches Lazarett davor, in englische Hände zu fallen. Das Kommando besorgte auch den Munitionsnachschub für die deutsche und österreichische Artillerie. Bei der Arbeit und auf dem Marsche wurde das Kommando oft von feindlichen Fliegern belästigt, glücklicherweise ohne Verluste oder sonstigen Schaden zu erleiden. Nur einem der hundert Transportkamele des Kommandos wurde durch eine Fliegerbombe der Leib aufgerissen. Das arme Tier trug seine Last mit hängenden Gedärmen noch eine halbe Stunde lang bis zur nächsten Kaste — ein interessanter Beitrag zur Charakteristik der großen Wüstentiere, die bei ausreichender Verpflegung so viel ertragen, aber bei schlechter Behandlung zu Hunderten sterben.

Von Krankheit ist das Bohrsonderkommando so wenig wie andere deutsche Formationen im Wüstengebiet verschont geblieben. Das Kommando fühlt sich dem Lazarett des Roten Halbmonds in Hafir und seinem ausgezeichneten Leiter, Prof. Meschet Bej, zu großem Dank verpflichtet. Es dankt auch den Borromäerinnen, die im Militärlazarett in Hafir pflegten. Das schöne Grab der am Flecktyphus gestorbenen Schwester Brigitta in der Zitadelle von Hafir ist ein Werk der dankbaren Brunnenbohrer.

In dem Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, erfüllt

Das Bohrsonderkommando eine neue Aufgabe, über die ich Näheres nicht veröffentlichen darf. In entlegenem, ödem Gebiet hat es fünf Bohrstellen mit je siebenundzwanzig Mann besetzt. Drei weitere Bohrstellen werden vorbereitet. Das Kommando ist gegenwärtig auf etwa tausend Kilometer Wegelänge verteilt. Sie haben es nicht leicht, unsere Wassersucher, die in unwirtlichem Land mit feindlichem Klima, vereinsamt unter nicht immer freundlich gesinnten Eingeborenen, weit weg von der Heimat, trotz tausend Schwierigkeiten treu ihre Pflicht erfüllen. Sie waren trotzdem alle guter Laune und erkannten dankbar an, daß die türkischen Behörden ihnen stets entgegengekommen sind und ihre schwere Aufgabe erleichtern, soweit das möglich ist. Der Führer des Kommandos bat mich ausdrücklich, den Türken öffentlich den Dank der deutschen Wassersucher zu übermitteln.

Der Erbauer der Wüstenbahn

Wiederholt betonte ich bereits die gegenwärtige und zukünftige Bedeutung der neuen türkischen Bahnlinie zur Sinaihalbinsel. Und mehrmals erwähnte ich den deutschen Erbauer dieser interessanten Eisenbahn. Wir haben Meißner Pascha nach der Rückkehr aus der Sinaiwüste im Hauptquartier einer osmanischen Armee wiedergesehen und fanden bei dem verdienten Mann lebenswürdige Antwort auf alle Fragen, die uns beschäftigten. Ich stelle seinen Erklärungen, soweit diese überhaupt von der Zensur zur Veröffentlichung zugelassen werden konnten, einige biographische Mitteilungen über diesen hervorragenden Vertreter deutscher Arbeit in der Türkei voran.

Heinrich Meißner wurde am 3. Januar 1862 als Sohn einer alten sächsischen Juristenfamilie in Leipzig geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters verlebte er seine Jugend in Dresden, wo er dann auch das Polytechnikum besuchte. Da die Aussichten für einen Bauingenieur damals, Mitte der achtziger Jahre, in Deutschland recht ungünstig waren, ging der Neudiplomierte 1885 in den Orient, wo er zuerst in Konstantinopel, später in

Ostrumelien, für die „Régie générale des chemins de fer“ tätig war. Nach vorübergehender Rückkehr in seine Heimatstadt Dresden und kurzer Tätigkeit in Prag als Assistent am dortigen Polytechnikum kam Meißner 1888 aufs neue in die Türkei, die er dann nicht mehr verließ. Er war der Reihe nach stellvertretender Sektionschef beim Bau der Ismid—Angora-Bahn, Chef des technischen Bureaus der zweiten Abteilung des Bahnbaues Salonik—Monastir, mit Sitz in Rodena, Sektionschef beim Bau der Linie Salonik—Dedeagatsch und schließlich Chef des technischen Bureaus der Gesellschaft in Konstantinopel.

Im Dezember 1900 ernannte die türkische Regierung ihn zum Bauleiter der Hedschasbahn, mit Sitz in Damaskus. Von Damaskus gingen damals zwei französische Bahnlinien aus, die Strecke Damaskus—El Muserib nach Süden und die Strecke Damaskus—Beirut nach Nordwesten, beide mit der schmalen Spurweite von 1,05 Meter. Meißner Pascha war dadurch zu seinem Bedauern gezwungen, die gleiche Spurweite zu wählen. Der Bau der Hedschasbahn setzte mit der kleinen Strecke El Muserib—Dera ein. Es folgte die Strecke Damaskus—Dera.

Die französische Gesellschaft berechnete unter Bruch ihres Tarifkontraktes für die Transporte von Beirut über Damaskus nach El Muserib für die Hedschasbahn das Doppelte. Das veranlaßte die türkische Regierung, die Herstellung eines eigenen Zuganges zum Meer durch Bau der Linie Dera—Haifa zu beschließen. Die Konzession für die Verbindung Damaskus—Haifa war jedoch

bereits einer englischen Gesellschaft zuerteilt worden. Diese hatte in siebenjähriger Tätigkeit bei einer Gesamtstrecke von über 250 Kilometer ganze 7 Kilometer Gleis gelegt, 25 Kilometer Erdarbeiten ausgeführt und auf etwa 40 Kilometer Brücken gebaut, die aber fast ausnahmslos umgebaut und mit Fundamenten versehen werden mußten. Obgleich die Engländer ihren kontraktlich festgelegten Pflichten in keiner Weise nachgekommen waren, kaufte die türkische Regierung die Konzession für die bedeutende Summe von 150 000 Pfund Sterling zurück. Zum Dank ließen die Engländer alle Baumaterialien und Werkzeuge verschwinden.

Meißner Pascha baute die ganze Strecke Haifa—Dera in zweieinhalb Jahren. Sie konnte 1905 dem Betrieb übergeben werden. Im Jahre vorher war die Bahnstrecke Damaskus—Maan feierlich eröffnet worden. Dem Weiterbau bis Medina legten die Stämme der dortigen Gegend in Erkenntnis der pekuniären Vorteile, welche die Bahn ihnen verschaffte, im allgemeinen keine Hindernisse in den Weg. Die Strecke konnte im September 1908 eröffnet werden. An der Einweihungsfeier in Medina nahm der Erbauer der Bahn nicht teil. Er hat das Hedschasgebiet als Nichtmohammedaner nicht betreten dürfen und kennt die letzten 111 Kilometer vor Medina daher nicht aus eigener Anschauung. So wollte es der alte Brauch, obgleich der Besuch der heiligen Städte des Islams den Bekennern der Religionen mit vor Mohammed schriftlich festgelegten Gesetzen, vor allem also Juden und Christen, theoretisch erlaubt ist.

In neun Jahren hatte Meißner Pascha trotz aller Schwierig-

keiten 1500 Kilometer Eisenbahnstrecke gebaut. Diese glänzende Leistung wurde von der türkischen Regierung dankbar gewürdigt. Ehrungen aller Art sind dem Erbauer der Hedschasbahnen — so nennt man die Linien Damaskus—Medina, Dera—Haifa und die neue Sinaibahn zusammenfassend — in reichem Maß zuteil geworden. Seit 1905 war Meißner bereits Pascha. Im Herbst 1907 erhielt er den Rang eines „Kumili Bejlerbey“ mit dem Prädikat „Exzellenz“. Eine früher schon zugesprochene Leibrente wurde bedeutend erhöht und erblich gemacht.

Leider konnte der Bahnbau über Medina hinaus infolge politischer Schwierigkeiten mit den Eingeborenen nicht fortgesetzt werden. Meißner Pascha verließ die Hedschasbahn daher am 1. März 1910 alten Stils und ging zur Bagdadbahn über. Er wohnte nach Antritt seiner neuen Stellung zuerst in Aleppo und dann in Bagdad. Nach Eintritt der Türkei in den Krieg wurde er, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, „ausgeliehen“ und traf Anfang Dezember 1914, abermals als „Bauleiter der Hedschasbahnen“, wieder in Damaskus ein. Zu den vielen Auszeichnungen von früher sind seitdem neue gekommen. Seit 1915 besitzt Meißner Pascha auch das Eiserne Kreuz und den Eisernen Halbmond.

Meißner Pascha setzte mir auseinander, welche Erwägungen bei der Trassierung der Sinaibahn maßgebend waren. Es ist mir zur Zeit nicht möglich, die interessanten Einzelheiten seiner Ausführungen hier wiederzugeben. So viel darf jedoch gesagt werden, daß Meißner bei Wahl der Trasse beständig an die zukünftige

Friedensbedeutung der Bahn dachte und auf die Möglichkeit der Erschließung ertragfähiger Landstriche stets Rücksicht nahm.

Meißner Pascha erklärte weiter: „Wenn der Bau der Sinai-
bahn, allen Schwierigkeiten zum Trotz, so rasch ausgeführt wer-
den konnte, so ist das hauptsächlich das Verdienst des Führers
einer osmanischen Armee, Achmed Dschemal Paschas. Er
kennt genau die Gewalt der Kommissionen im Verschleppen der
Arbeiten und ist ebenso gut unterrichtet über die Verlangsamung
und sonstigen Enttäuschungen, die sich bei der Vergebung an den
Mindestfordernden einzustellen pflegen. Er hat es deshalb bei der
Regierung in Konstantinopel durchgesetzt, daß ohne Kommissionen
gearbeitet wird und daß Arbeiten und Lieferungen freihändig ver-
geben werden können. Das angewandte System hat sich bewährt.“

Meißner äußerte sich über die Person des Führers der
Armee. „Charakteristisch für Dschemal Pascha ist sein fester
Wille,“ bemerkte er, „die Energie, die ihn gegebenenfalls zu er-
wünschter Strenge befähigt. Früher war das Unglück der Türkei
die ‚Barmherzigkeit‘, das sogenannte Merhamet. Ein schuldiger
Beamter wurde nicht beseitigt, sondern in entlegene Gegenden
versetzt, wo er seine Mißbräuche leicht fortsetzen konnte. Dschemal
Pascha kennt dieses Merhamet nicht. Seine entschlossene Energie
befähigt ihn, am rechten Ort auch Vertrauen zu zeigen.“

Über seine Erfahrungen mit türkischem Personal äußerte
Meißner Pascha wörtlich: „Für Vermessungsarbeiten, für Arbei-
ten im Gelände, ist der türkische Ingenieur nach meinen Erfah-
rungen dank seinem guten, frischen Auge und dank seiner allgemeinen

Veranlagung bei gleicher Praxisdauer dem deutschen Ingenieur überlegen. Hingegen sind die deutschen Ingenieure den Türken überlegen in den Arbeiten der Entwürfe und Berechnungen und in der allgemeinen Organisation."

So schloß unsere Unterredung mit einer neuen Betonung türkischer Leistungsfähigkeit, über die Meißner Pascha nach dreißigjähriger Tätigkeit im Lande wohl ein ernstes Urtheil abzugeben vermag.

Bei den Beduinen

Nach der Rückkehr aus dem Frontgebiet trafen wir am 19. November in Jerusalem wieder mit Dschemal Pascha zusammen. Dort wurde beschlossen, daß die Abordnung auch Medina, die heilige Stadt des Islams mit dem Prophetengrab, besuchen solle. Am Abend des 23. bestiegen wir nach festlichem Empfang in Jaffa unseren Sonderzug, der in Ramleh bereitstand. In der Frühe des nächsten Tages waren wir wieder in Afuleh, mittags in Dera, wo die eigentliche Hedschasstrecke beginnt, und abends in Amman. Am nächsten Morgen um sieben Uhr kamen wir in Maan an.

Das Betreten des Hedschasgebietes ist Nichtmohammedanern bekanntlich versagt. Wir beiden Deutschen hätten die türkischen Reisegeossen daher in El Ula, hundertelf Kilometer nördlich von Medina, vorübergehend verlassen müssen, um dort ihre Rückkehr aus Medina zu erwarten. Wir zogen es vor, schon in Maan aus dem Sonderzug auszustiegen und die Wartetage zu einem Besuche der Ruinen von Petra zu benutzen.

Hier weilten wir nun im Raum von Akaba, dem südlichen

Endpunkt der Suesfront, und zugleich an der Etappenstraße der über tausend Kilometer fernen und doch so nahen Hedschasfront. Der Vormittag verging mit den Vorbereitungen für Zusammenstellung und Ausrüstung der Karawane, die uns auf Befehl des Armee-Oberkommandos nach Petra begleiten sollte. Am Nachmittag ritten wir auf Kamelen vom Bahnhof nach der etwa drei Kilometer westwärts gelegenen Stadt Maan, um dem dortigen Kaimakam (Landrat), einem Syrier aus Beirut, Besuch zu machen.

Maan ist ein echt arabisches, sehr malerisches Städtchen in gelbbrauner Halbwüste. Das blendende Weiß seiner flachbedachten Häuser und seiner Minarets wird nur hier und da durch das verstaubte Grün einzelner Palmen unterbrochen. Bewohnt wird der Ort von eingeborenen Arabern und neuerdings zugewanderten Armeniern, die nach Kriegsausbruch aus Ostanatolien dorthin verpflanzt worden sind.

Im altertümlichen Konak machten wir beim Kaimakam die Bekanntschaft von vier Beduinenscheichs, die gerade von einer Reise nach Damaskus zurückgekehrt waren. Der Kaimakam stellte sie uns vor als die Häuptlinge der Beduinen des „Wadi Mussa“ (Mosestal), wie die Araber das Tal von Petra nennen. Er setzte hinzu, die vier Scheichs rechneten es sich zur Ehre an, uns mit ihren Leuten nach Petra zu geleiten. Die Beduinen gaben durch Zeichen der Ergebenheit zu verstehen, daß wir unbedingt auf sie zählen durften.

Am nächsten Vormittag, Sonntag, 26. November, brachen

wir auf. Von der Stadt Maan ab war unsere Karawane vollzählig. Sie bestand, von uns beiden Deutschen abgesehen, aus einem Leutnant, vier Gendarmen, unserem Burschen, zwei Kamelreitern, vier Beduinenscheichs und acht untergeordneten Beduinen oder, um nur die Tiere zu zählen, aus fünfzehn Pferden, zwei Maultieren, einem Esel, zwei Reitkamelen und zwei Lastkamelen.

Während wir durch ödes Steppenland in glühender Sonnenhitze nach Westen ritten, schlossen wir zunächst mit unseren Gefährten nähere Bekanntschaft. Der Leutnant, Ibrahim, Sohn Achmeds, aus Tripolis in Syrien, stellte sich als genauer Kenner des Landes vor. Der weißhaarige Offizier hat vier Jahre lang als Gefangener des Imam Fachja, der jetzt in der Gegend von Alden mit den Türken gegen die Engländer kämpft, in Ketten gelegen. Er zeigte uns die Kettennarben an seinen Beinen, sprach jedoch von seinem Peiniger mit größter Hochachtung und Sympathie und erklärte sein Benehmen für durchaus berechtigt, da er ja Kriegsgefangener gewesen sei. Zwischen dem alten Leutnant und den vier Gendarmen, sämtlich geborenen Syriern, bestand ein rein kameradschaftliches Verhältnis.

Unser Bursche, ein aus Salonik gebürtiger Israelit namens Moysse — die Spaniolen haben eine Vorliebe für französische Vornamen —, hatte sich bei dem zweiten Vorstoß gegen den Sueskanal die Befreitenknöpfe und den Eisernen Halbmond verdient und war jetzt mit acht anderen nichtmohammedanischen Kameraden von seinem Regiment, das an die Hedschasfront ab-

gegangen war, in Maan zurückgelassen worden. Er erhielt zu seiner Freude die Erlaubnis, uns bis Konstantinopel zu begleiten, und war für uns besonders wegen seiner Sprachkenntnisse wertvoll.

Die vier Beduinenscheichs waren bemüht, sich gegenseitig vor uns auszustechen. Sie gehörten nach ihrer Erklärung zum Stamm der Affer Niasne, der im Wadi El Arabi, zwischen Akaba und dem Toten Meer, wohnt. Der Älteste unter ihnen war Scheich Aude El Hassanet, dessen würdige Erscheinung an die Bildnisse des einstigen Sultans von Marokko, Mulai Hafid, erinnerte. Der Jüngste, Scheich Dai Fallach El Feradschet, vertrat den edelsten schlanken Arabertypus. Diese beiden waren in Damas-
kus im Namen Dschemal Paschas mit bunten Mänteln (Masch-
laks) beschenkt worden, während die beiden anderen, Scheich
Fellach El Ssäidet und Scheich Maaner El Nowaëfli, Orden
erhalten hatten. Sie paradierten damit zum großen Ärger ihrer
nichtdekorierten Genossen, die uns versicherten, sie selbst hätten viel
eher solche Auszeichnung verdient.

Bei unseren Gesprächen mit den Beduinen fungierten Leut-
nant Ibrahim und der Gefreite Moysse als Dolmetscher. Wir
stellten fest, daß die Scheichs von Deutschland keinerlei Vor-
stellung hatten. Die Namen Kaiser Wilhelms und Hindenburgs
waren ihnen unbekannt. Als wir erklärten, Kaiser Wilhelm sei
ein überaus mächtiger Scheich mit zahllosen Reitern, Kamelen
und Schafen, und Hindenburg sei der General dieses Scheichs,
wie Dschemal Pascha der General des Sultans sei, nickten sie
befriedigt. Daß die Engländer unsere gemeinsamen Feinde sind,

wissen die Beduinen genau. Sie haben ja selbst eine berittene Freiwilligentruppe gebildet, die zur Abwehr englischer Landungsversuche bei Akaba bereitsteht, und liefern Korn und Schlachtvieh für die türkische Armee in diesem Raum.

Es wurde zwölf Uhr, ein Uhr, zwei Uhr. Die Sonne brannte immer heißer. Wir ritten bald im Schritt, bald im Trab dahin. Von Mittagsrast war nicht die Rede. Ein Teil unserer Karawane war mit den Kamelen, die Proviant und Wein trugen, weit zurückgeblieben. Wir hätten eine Stunde in der baumlosen Steppe ohne Schutz gegen die Sonnenglut auf sie warten müssen. Das schien trotz Hunger, Durst und Müdigkeit wenig verlockend. Wir zogen es vor, im Weiterreiten einen Schluck Wasser aus fremder Feldflasche zu trinken. Die Gendarmen gaben uns von ihrem pfannkuchenartigen, mit Rinderfett durchtränkten Brot, das recht schmackhaft war.

Gegen vier Uhr machten wir endlich an einer Quelle halt. Das Dorf Wadi Mussa, in dem wir übernachten sollten, war ganz nahe. Da trat der junge Scheich Dai Fallach El Feradschet vor und lud uns ein, die Nacht in seinem Zelt zu verbringen. So ließen wir das Dorf rechts liegen und ritten mit den Beduinen geradeaus, den steilen Hang hinauf. Wir fanden oben auf einer geschützt liegenden Halde sechs oder sieben schwarze Zelte. Das größte gehörte dem jungen Scheich, dessen Leute ihren glücklich heimgekehrten Herrn und seine Gäste freudig begrüßten und ins Zelt geleiteten, während die zottigen Hunde ringsum wütend kläfften.

Im Zelt mußten wir uns auf bunten Decken lang ausstrecken. Zusammengerollte Decken dienten als Armstützen. Die Beduinen hockten an der offenen Seite des Zeltes im Kreise vor uns. Wir waren nicht die einzigen Gäste. Da war noch ein aus Tripolitanien stammender Händler in arabischer Kleidung, der für die türkische Armee Vieh einkaufte und als Überbringer von Geld sehr geehrt wurde. In feierlicher Ruhe wurde nun zunächst der echt arabische Kaffee mit Zusatz von würzigem Helleh auf einem Feuer von Steppengesträuch zubereitet. Drei altertümliche, seltsam geschnäbelte Kannen sind dabei erforderlich. Das köstliche Getränk wird in ganz kleinem Schluck verabreicht. Da nur zwei Tassen vorhanden waren und jeder Anwesende vier-, fünfmal an die Reihe kam, dauerte es ziemlich lange, bis der Begrüßungstrunk beendet war.

Dann wurde das Feuer neu entfacht, und die Zubereitung der Abendmahlzeit begann. Es gab Stückchen von Hammelfleisch mit Zwiebeln in der Pfanne gebraten. Die Leute des Scheichs hatten lärmend um die Ehre gestritten, den Hammel für die Gäste stiften zu dürfen. Zuerst aßen wir beiden Deutschen und der Leutnant Ibrahim, dann der Ziegenhändler und die Gendarmen, zuletzt die Scheichs. Die übrigen Beduinen verzehrten die Restteile des Hammels, die an einem anderen Feuer gekocht worden waren. Man aß mit den Fingern aus der Pfanne. Ich hatte zufällig mein Feldbesteck in der Tasche und erregte durch die Benutzung von Messer und Gabel Aufsehen. Zur Mahlzeit gab es pfannkuchenartiges Brot sowie Wasser aus einer gemeinsam be-

nutzten Trinkschale. Erst nach dem Essen kamen endlich unsere Proviantkamele an. Wir setzten auf das fette, aber recht schmackhafte Gericht jetzt noch einige kräftige Züge Rotwein, den wir den Beduinen durch unsern Burschen als einen vom Arzt verschriebenen Heiltrunk vorstellten. Die Scheichs hatten offenbar in Damaskus gelernt, was das für ein „Heiltrunk“ war. Sie lächelten verschmikt und weigerten sich energisch, das rote Zeug zu kosten. Während wir aßen, schaute ein frisches, junges Frauengesicht neugierig über das Tuch, das den Harem des langen Zeltes vom Männerteil trennte.

Bald nach dem Essen fielen uns vor Übermüdung die Augen zu, während Leutnant Ibrahim noch seine gurgelnde Wasserpfeife rauchte und mit den Scheichs plauderte. Eine unsanfte Berührung schreckte mich aus dem besten Schlummer. Es war stockfinster. Das Feuer, das Licht und Wärme gespendet hatte, war erloschen, die vorher offene Zeltseite geschlossen. Ich hörte ringsum Atmen und Schnarchen. Beim Schein der elektrischen Taschenlampe erkundete ich meine Lage. Zuerst fiel mein Blick auf einen riesigen Ziegenbock, der neben mir stand und mich vorwurfsvoll anschaute. Der hatte mich offenbar geweckt. Ringsum lagen die Gendarmen, der Leutnant, unser Bursche, der Ziegenhändler schlafend auf dem Boden. Die Beduinen waren verschwunden. Dafür waren Ziegen und Hunde in das Zelt eingedrungen und suchten zwischen den Schläfern nach Speiseresten. Draußen bellten die Hunde. Pferde scharrten und stampften. Es war ein Höllenlärm, der jedoch nur uns Deutsche zu stören schien. Wir trieben die vierbeinigen Ein-

dringlinge hinaus und versuchten weiter zu schlafen. Nach wenigen Minuten waren wir aufs neue von Ziegen und Hunden umschnuppert. An Schlafen war nicht mehr zu denken. Wir verbrachten den Rest der Nacht mit der Abwehr der zudringlichen Biester. Auch Pferde versuchten mehrmals in das Zelt einzudringen, und einmal steckte sogar ein Kamel seinen langen Hals durch eine Öffnung herein.

Beduinen und Araber waren höchst erstaunt, als sie am nächsten Morgen erfuhren, daß wir uns durch die Tiere um die Nachtruhe bringen ließen. Sie hatten für unsere Empfindlichkeit kein Verständnis.

Die Genügsamkeit der Beduinen war uns schon am ersten Tag aufgefallen. Wir waren daher kaum überrascht, als wir beobachteten, daß ein Schluck Kaffee den Scheichs als Morgenimbiß genügte und die Mitnahme von Proviant für den Tagesausflug von ihnen nicht für nötig erachtet wurde. Das verdroß den Leutnant Ibrahim, der unsere eigenen Vorräte gern für den Abend und den nächsten Tag gespart hätte.

Bald nach sechs Uhr früh brachen wir auf und ritten mit den vier Scheichs und unseren Gendarmen auf der Höhe über dem Dorf Wadi Mussa dahin. Dann stiegen wir ins Thal hinab und erreichten die enge Felsenschlucht, die den einzigen bequemen Zugang zu der vor kaum hundert Jahren erst wiederentdeckten Hauptstadt der alten Nabatäer bildet. Wir verlebten einen unvergeßlichen Tag in der toten Wunderstadt, deren Tempel, Paläste, Häuser und Gräber, in bunte Felsen gemeißelt, für die Ewigkeit dazustehen

scheinen, aber jetzt nur noch gelegentlich den Beduinen und ihren Ziegen Obdach bieten, nachdem sie eines reichen Volkes Stolz gewesen sind.

Erst gegen Abend trennten wir uns schweren Herzens von dem Märchentale, dessen Geheimnisse noch nicht ausreichend erforscht sind, und ritten durch die Schlucht zurück. Wir sollten nach unserem Programm im Hause des gerade verreisten Ortsvorstehers von Wadi Mussa übernachten. Ehe wir das Dorf erreichten, lud Scheich Aude El Hassanet uns ein, die Nacht in seinem Zelt zu verbringen. Es fiel uns schwer, den lebenswürdigen Mann zu verletzen. Der Gedanke einer neuen Schlummerstörung durch nachwandelnde Tiere kam uns jedoch in unserer Ermüdung so schrecklich vor, daß wir alle Bedenken unserer Höflichkeit beiseite schoben und die Einladung ablehnten.

So ritten wir mit unserem bunten Gefolge, von den arabischen und armenischen Dorfbewohnern neugierig begrüßt, in Wadi Mussa ein. Das Haus des Ortsvorstehers fanden wir verschlossen. Wir stiegen deshalb im Karakol (Polizeiamt) ab, in dem der Befreite Salim, ein Stadtaraber aus Maan, als Rangältester der Gendarmerie von Wadi Mussa die Honneurs machte. Wieder gab es Hammelstückchen mit Zwiebeln geschmort. Vorher und nachher wurde natürlich Kaffee mit Helleh gereicht, ganz wie bei den Beduinen.

Nach dem Essen kamen die arabischen Notabeln des Dorfes, um uns zu begrüßen. Sie kauerten sich uns gegenüber in langer Reihe. Wir beiden Deutschen saßen mit gekreuzten Beinen samt

dem Leutnant Ibrahim auf dem Ehrent Teppich inmitten des länglichen Raumes, flankiert von den Scheichs und den Gendarmen. Ich fragte nach den Nationalgesängen der Beduinen. Gleich darauf war auch schon ein Sänger zur Stelle, der zu einer primitiven Geige mehrere Lieder mit fast gleicher, eintöniger Melodie vortrug. Das eine verherrlichte die Tugenden des Kamels, das zweite war eine Aufforderung zum Kampf. Ein drittes feierte die Heldentaten eines mächtigen Stammes im Wüstenland östlich der Hedschasbahn.

Wir waren sehr müde und legten uns bald zur Ruhe nieder, in der Annahme, daß man uns mit dem Leutnant und unserem Burschen allein lassen werde. Das war ausdrücklich mit Ibrahim Effendi verabredet. Nach einiger Zeit wachte ich mit einem Gefühl unerträglicher Beklemmung auf. Da ich vorher nie an Atemnot gelitten hatte, konnte ich meinen Zustand zunächst nicht erklären. Ich durchleuchtete den finsternen Raum mit der Taschenlampe, und nun wurde mir der Grund meiner Beklemmung klar. Das keineswegs große Zimmer, dem nur ein kleines Fenster etwas frische Luft zuführte, war voll von schlafenden Menschen. Da lagen dicht nebeneinander die Gendarmen, der Leutnant, der Bursche, der Befreite Salim, die Scheichs und einige Notabeln, insgesamt etwa fünfzehn Männer. Ihr Höflichkeitsgefühl hatte ihnen offenbar verboten, die Gäste allein zu lassen.

Ich flüchtete entsetzt ins Freie, wo mein Erscheinen Aufregung unter die dort wartenden Pferde, Kamele und Maultiere brachte. Meine letzte Hoffnung war, daß der Morgen nahe sei. Zu meinem

Schrecken stellte ich jedoch fest, daß die Uhr kaum halb elf Uhr zeigte. Verzweifelt saß ich unter dem schönsten Sternenhimmel auf der Treppe und überlegte, wie ich mir etwas Schlaf verschaffen könnte. Endlich kam mir ein guter Gedanke. Der Bursche Moysse mußte die beiden Türen an den entgegengesetzten Enden des Raumes weit öffnen, und nach energischer Durchlüftung konnte ich auf mein Lager zurückkehren. Erquickender Schlummer wurde mir aber auch jetzt noch nicht zuteil. Der ungewohnte Luftzug hatte einige der Schläfer geweckt. Ich merkte, daß Neigung zur Schließung der Türen bestand, und hielt mich die ganze Nacht über bereit, die Türen im Notfall gleich wieder zu öffnen.

Am nächsten Morgen nahmen wir von unseren Gastgebern Abschied. Nur Scheich Fellach El Esaidet begleitete uns nach Maan zurück. Am frühen Nachmittag meldeten wir uns wieder beim Kaimakam im Amtshaus von Maan und lösten unsere Karawane auf. Die Gendarmen weigerten sich entschieden, ein Geldgeschenk von uns anzunehmen.

Am Bahnhof Maan trafen wir Generalmajor Dschemal Pascha aus Dera, zum Unterschied von dem Armeeführer und dem Korpskommandeur in Damaskus „Dschemal der Dritte“ genannt. Der lebenswürdige, schneidige Offizier war in Akaba gewesen und sollte die Delegation bei der Rückkehr von Medina in Maan begrüßen. Seine Anwesenheit vermittelte uns noch eine letzte Berührung mit der Beduinenwelt. Am Tage nach unserer Rückkehr erschien ein mächtiger Scheich, Hamid Ibn Dschaß aus Huwejtat, vor dem General, um zu bitten, daß man ihm gleich

anderen Scheichs einen Orden verleihen möge. Er war von acht- undzwanzig bewaffneten Reitern begleitet, die uns dann eine glänzende „Fantasia“ vorritten.

Am Abend war der Scheich mein Tischnachbar an der Tafel des Generals. Ich plauderte mit ihm durch Vermittlung des freundlichen Generalstabsmajors Mehmed Ismail Bej, der die deutsche Sprache vollkommen beherrscht und als geborener Syrier Arabisch spricht. Meine Bekanntschaft mit den Beduinen von Wadi Musa imponierte dem Scheich gar nicht. Er meinte verächtlich, das seien ja Fellachen. Auf meine Frage, welcher Unterschied zwischen Fellachen und Beduinen bestehe, antwortete er: „Die Fellachen arbeiten für die Beduinen.“ Die Sesshaftmachung der Beduinen bezeichnete er als unmöglich, da die Beduinen immer nur so lange an einem Ort bleiben können, als sich dort Weide für ihre Tiere findet.

Dschemal Pascha, der Armeeführer, erklärte mir in einem Gespräch über diese Frage, die „Halbbeduinen“, die unter Zelten leben und sich mit Ackerbau beschäftigen, könnten sicher an feste Wohnungen gewöhnt werden. Aber die Sesshaftmachung der ewig umherschweifenden „Vollbeduinen“ werde selbst in Jahrhunderten nicht gelingen.

In Medina

Die folgenden Mitteilungen über den Besuch der Delegation in Medina wurden im Dezember während unserer Heimreise niedergeschrieben. Da ich darüber aus eigener Anschauung leider nicht berichten kann, habe ich mir von den türkischen Reisegenossen, vor allen von dem Dichter Dschelal Sahir Bej und dem Abgeordneten von Biledschik Schemseddin Bej, den Verlauf der Fahrt erzählen lassen.

* * *

Die Beduinenstämme der Gegend zwischen Maan und Medina sind nicht durchweg zuverlässig. Es ist der türkischen Heeresleitung jedoch gelungen, die Bahnlinie in ihrer Länge von rund tausend Kilometern gegen feindliche Anschläge ausreichend zu sichern. Der Sonderzug der Delegation wurde denn auch in keiner Weise belästigt. Das Land zu beiden Seiten der Bahn ist Steppe oder Halbwüste. Die letzten zweihundert Kilometer vor El Ulla führen jedoch durch Land mit echtem Wüstencharakter. In El Ulla besichtigte die Abordnung den schönen Palmengarten mit seinen

prächtigen Nasenbeeten, das erfreuliche Ergebnis einer kleinen Bewässerung.

Auf der weiteren Fahrt sieht man vom Zuge aus Felsen, die bald von Sand umweht, bald sandfrei sind, wie es den schroff wechselnden Winden gefällt. Die Formen dieser Felsen, zwischen denen oft riesige Risse klaffen, sind großartig. In der Nähe gleichen sie seltsamen Statuen. Andere erinnern an Pilze. Die Felsen in der Ferne scheinen ganze Städte mit Moscheekuppeln und Minarets zu sein. Die Delegation beschloß, eine Felsengruppe, die im täuschenden Sonnenglanz höchstens zehn Minuten von der Bahn entfernt zu liegen schien, zu besteigen. Man machte die Herren darauf aufmerksam, daß die Felsen in Wirklichkeit anderthalb Stunden entfernt seien. Die Türken wollten das nicht glauben. Nach viertelstündigem mühevollen Marsch durch die glühende Hitze gaben sie den Annäherungsversuch jedoch auf. Das Felsgestein ist manchmal bunt, rot, rosa, grün, blau, in prächtigen Abtönungen. In der Nähe von Medina glänzen die Felsen ganz schwarz, wie Kohlen.

In Muhatta, der letzten Station vor Medina, wurde die Delegation von dem Hüter (Muhafis) des Prophetengrabes, Basri Pascha, und dem Stadtoberhaupt von Medina erwartet. Die Mitglieder der Abordnung hatten schon auf der Station vor Muhatta die vorgeschriebenen religiösen Waschungen vorgenommen und die arabische Tracht, das „Kefieh“ genannte Kopftuch und den mantelartigen „Maschla“, angelegt. Medina erschien ihnen, von weitem gesehen, als eine ganz weiße Stadt,

deren Einfarbigkeit nur hier und da durch das Grün von Palmen unterbrochen wird. Die Minarets der Stadt weisen, weithin erkennbar, zwei verschiedene Formen, die arabische und die schlichtere türkische, auf. Eine aus weiter Ferne schon sichtbare grüne Kuppel bezeichnet das Grab des Propheten.

Am 27. November mittags traf die Delegation in Medina ein. Auf dem stattlichen Bahnhof erwarteten sie die drei Söhne des neuen Emirs von Mekka Ali Haidar Pascha und sein Bruder Dschafar Pascha, ferner alle hohen Beamten des „Haram esch Scherif“ d. h. des Grabheiligtums, die Vertreter der Regierung und der Stadtverwaltung und viele Geistliche in grell bunten Gewändern, die — nach einem Wort des Dichters Dschelal Sahir Bej — „wandelnden Farbenbleistiften glichen“.

In feierlichem Zuge wurde die Abordnung in die Stadt geleitet. Voran schritten die Söhne des Emirs, der selbst wegen eines Unwohlseins das Zimmer hütete. Dann kam die Delegation, gefolgt von den Geistlichen und Beamten. Soldaten schlossen den Zug ab. Schulkinder bildeten Spalier und sangen dabei. Vom Bahnhof bis zum Haupttor der äußeren Mauer war der Zug von einer Musikkapelle begleitet. Diese blieb am Tor zurück. Auf dem Wege bis zum Tor der inneren Mauer sang ein Muesin Gebete. Dann verstummte auch er, und in tiefem Schweigen betrat die Abordnung das Heiligtum inmitten der Stadt. Nach einem kurzen Gebet in der Moschee wurde das Grab des Propheten besichtigt.

Das „Haram esch Scherif“ von Medina umschließt bekanntlich die Stelle, an der einst das Haus des Propheten neben den

Häusern der ersten Kalifen Abu Bekir und Omar, gegenüber vom Haus der Prophetentochter Fatma, der Gattin Alis und Mutter des von den Schiiten besonders verehrten Hussein, stand. Neben dem Propheten liegen Abu Bekir und Omar begraben. Ein hohes Gitter trennt die Grabstätte von der Moschee. Es ist oben mit goldbestickter Seide bekleidet. Vor dem Besuch des Grabes legt man in der Moschee ein weißes Gewand an und setzt einen weißen Turban auf. Dann wird man, mit brennender Kerze in der Hand, durch das Gitter geführt. Daß vor dem Besuch die religiösen Waschungen vorgenommen werden müssen, bedarf kaum besonderer Erwähnung. Gesicht und Hände werden überdies vor dem Betreten des Heiligtums mit Rosenwasser benetzt.

Das Innere des Grabheiligtums ist sehr reich ausgeschmückt. Der Wert der Geschenke aus allen Teilen der islamischen Welt, die hier aufgehäuft sind, wird auf zweihundert Millionen Mark geschätzt. Von den vielen Diamanten des Mausoleums sind besonders zwei große Steine berühmt. Eine der Grablampen ist reich mit Diamanten besetzt. Auf dem Grab des Propheten liegt die neue Decke, die im vorigen Jahr von Stambul nach Medina geführt wurde. Die Besucher des Grabes erhalten Stückchen von alten Vorhängen des Heiligtums als fromme Andenken. Sie pflegen auch etwas von der heiligen Erde des Moscheehofes, dessen Dattelpalmen von Mohammed selbst gepflanzt sein sollen, mit nach Hause zu nehmen. Dieser Hof ist von einem Säulengang umgeben, der von dem ganz mit Säulen angefüllten Inneren der Moschee durch keine Mauer geschieden ist.

Die alte Moschee wurde vor etwa hundert Jahren von den aufständischen Wahabiten zerstört. Die jetzige Moschee stammt aus der Zeit des Sultans Abdul Medschid. Der Dienst in der Moschee wird von den einstigen Eunuchen Abdul Hamids, etwa hundertfünfzig an Zahl, versehen. Mehrere dieser Eunuchen sind verheiratet. Einer hat sogar zwei Frauen. Die Eunuchen, die grellfarbige Kleider tragen, haben das Vorrecht, die Lichter in der elektrisch beleuchteten Moschee anzuzünden. Sie sorgen auch dafür, daß die Lampen im Grabheiligtum abends angesteckt und morgens ausgelöscht werden. Auch sie dürfen das Heiligtum nur in weißer Kleidung betreten. Zur Moschee gehören ferner etwa hundertfünfzig „Hatibs“, das heißt Geistliche, die am Freitag das Gebet für den Kalifen sprechen.

Die Mitglieder der Delegation pflegten sich täglich fünfmal, zu den Gebetszeiten, in der Moschee einzufinden. Einige der Herren besuchten jeden Morgen und Abend das Grab des Propheten. Die übrige Zeit wurde zur Besichtigung der Stadt und zum Besuch anderer Heiligtümer verwendet.

In ganz Medina duftet es nach Gewürzen, wie im Ägyptischen Basar in Stambul. Die Stadt trägt den Charakter einer primitiven Ansiedelung. Die Straßen sind ungepflastert, die aus Lehm erbauten Häuser weiß oder weißgrau. Selten sieht man einen Schmuck, etwa eine Art von Relief, an den Häusern. Viele haben nicht einmal Fensterscheiben. Strohmatte ersetzen die hölzernen Haremsgitter. In den Straßen sieht man nur wenige Frauen. Die Männer tragen fast alle den „Entari“, ein hemdar-

tiges Gewand mit Gürtel, und darüber den Maschlaß. Der Kopf wird durch einen Strohses mit Ornamenten, der oft unter einem Turban verschwindet, gegen die Sonne geschützt. Medina hat 30—35 000 Einwohner. Seine Bevölkerung ist aus allen mohammedanischen Rassen zusammengesetzt. Zu den arabischen Eingeborenen kommen die vielen „Müdschawir“, fromme Muselmanen aus fernen Ländern, die nach Medina gekommen sind, um dort zu sterben. Jedes mohammedanische Land, jedes türkische Wilajet und jede größere Stadt des Osmanischen Reiches haben in Medina besondere Pilgerführer, die gleichfalls grellfarbige Kleidung tragen. Als Vornehmster gilt der „Führer des Padschah“. Einige dieser Führer besitzen Pilgergasthöfe, deren größter angeblich 700 000 Mark Baukosten verursacht hat. Dabei gleichen die Zimmer dieses Gasthofs, nach den Schilderungen unserer Reisegenossen, „Löchern“. Die Fenster haben keine Scheiben. In dem Haus ist jetzt ein Lazarett des Roten Halbmondes eingerichtet.

Seit einigen Monaten erscheint in Medina eine arabische Zeitung, die dreimal wöchentlich herauskommt. Das Blatt, das den Titel „El Hidschas“ (Das Hedschasgebiet) trägt, wurde auf Veranlassung Dschemal Paschas gegründet. Es wird geleitet von dem Schriftsteller Mohammed Bedreddin En-Nassami aus Aleppo, der auch als Dichter bekannt ist und lange in Ägypten gelebt hat.

Die Delegation wohnte während ihres Aufenthaltes in Medina im Regierungsgebäude, nicht weit vom Basar, der zu beiden Seiten der vom Bahnhof zum Heiligtum führenden Straße,

zwischen dem ersten und dem zweiten Thor, gelegen ist und reiche Gelegenheit zum Einkauf von Kaffee, Datteln und indischer Seide bot. Den Nachmittag des ersten Tages verbrachten die Herren im Hause des Emirs von Mekka, Ali Haidar Pascha, dessen drei Söhne, frische junge Leute, ganz modern erzogen sind und auch fremde Sprachen beherrschen.

Am zweiten Tag gab der „Muhafis Pascha“, der Hüter des Grabheiligtums, Basri Pascha, der Abordnung ein Essen in seinem Palmengarten. Nachmittags wurde die kleine Kuba-Moschee, im Süden von Medina, besichtigt. Sie bezeichnet den Punkt, an dem Mohammed sein erstes Gebet verrichtete. Im Hof der Moschee zeigt man die Stelle, auf der das Kamel des Propheten während des Gebetes stand. In der Nähe befindet sich der Brunnen des Siegels (Bir-i-Hatem), bei dem der dritte Kalif Osman das Siegel des Propheten verlor.

Am nächsten Tag besuchte die Delegation den Berg Uhud im Norden von Medina, die Stätte eines blutigen Kampfes zwischen Mohammed und den Mekkalen, in dem Mohammeds Onkel Hamza fiel und der Prophet selbst einen Zahn verlor. Die Anhänger Mohammeds hätten in diesem Kampf glänzend gesiegt, wenn die Befehle des Propheten befolgt worden wären. Jeder Mohammedaner ist mit den Einzelheiten des Kampfes genau vertraut, da sie ihm in der Jugend schon eingeprägt werden als Beweis dafür, daß jedes Abweichen von den Vorschriften des Propheten Unglück bringt. Nach Besichtigung der Grabmoschee Hamzas begab sich die Delegation zu dem benachbarten Garten beim

Brunnen Osmans (Bir-i-Osman), wo Dschafer Pascha, der Bruder des Emirs, einen Tee bot. Die Gäste vertrieben sich hier mit Revolverschießen nach der Scheibe die Zeit. Der älteste Sohn des Emirs zielte am besten. Zweiter Sieger war Selah Dschimdschos Bej, der liebenswürdige Abgeordnete von Konstantinopel.

Der vierte Tag des Aufenthalts der Delegation in Medina war ein Freitag. Vormittags begab sich die Abordnung mit dem Emir Ali Haidar Pascha in feierlichem Zuge zum Freitagsgebet (Dschuma Namassy) in die große Moschee. Der Hatib, der dabei das „Hutbe“ genannte Gebet für den Sultan sprach, erhielt nach altem Brauch ein schönes, pelzverbrämtes Gewand von der Delegation als Geschenk.

Am Nachmittag dieses Freitag wurde der verunglückte türkische Flieger Saïm Bej zu Grabe geleitet. Wir hatten den sympathischen Offizier einige Zeit vorher in Damaskus gesehen. Er war zwei Tagereisen südwestlich von Medina mit seinem Flugzeug in einen Wirbelwind geraten und hatte beim Absturz den Tod gefunden, während der Beobachter schwer verwundet wurde. Die Leiche war trotz der weiten Entfernung nach Medina gebracht worden, um an heiliger Stätte beigesetzt zu werden. Die Trauerfeier war tief ergreifend. Der Sarg wurde in der großen Moschee am Grabheiligtum, mit dem Kopfende nach dem Prophetengrab hin, aufgebahrt und dann hinausgetragen zu dem berühmten Friedhof Dschenett-ül-Baki, auf dem mehrere Verwandte des Propheten — seine Tochter Fatma, sein Sohn Ibrahim, sein Enkel

Hassan, einige seiner Frauen und die Amme seiner Kinder — sowie viele Berühmtheiten des Islam begraben liegen. Im Zuge wurden zwei alte Kriegsfahnen, die sich über dem Sarge kreuzten, getragen. Der Ehrenbegleiter der Delegation, der Mufti einer Armee Scheich Essad Schükair, der augenblicklich als bester Redner arabischer Zunge gelten kann, feierte den Toten in einer glänzenden Ansprache. Saïm Bej wurde neben dem Grabe des Prophetenonkels Abbas bestattet.

Ohne diesen traurigen Zwischenfall hätte die Abordnung in Medina kaum etwas vom Kriege gemerkt. In der Stadt sah man nicht viele Soldaten. Von der sogenannten Frontluft war dort nichts zu spüren. Die ganze weitere Umgegend von Medina war vom Feinde gesäubert. Der Oberbefehlshaber der Truppen, Fahri Pascha, weilte über hundert Kilometer fern von Medina, in Richtung auf Mekka. Sein mit der Delegation angekommener neuer Generalstabschef, Oberstleutnant Kadri Bej — als Abonnent des „Berliner Tageblatts“ wohl der einzige Bezieher einer deutschen Zeitung im Hedschasgebiet — hat sich im Flugzeug zu ihm begeben. Die Anhänger des abtrünnigen Hussein Pascha zogen sich stets zurück, sobald die türkischen Truppen angriffen. Sie wagten sich nicht zum offenen Kampf zu stellen. Daher gab es im Lazarett von Medina auch fast gar keine Verwundeten. Mehrere Beduinenscheichs hatten Hussein Pascha verlassen, nachdem die türkische Heeresleitung ihnen regelmäßige Versorgung mit Korn zugesagt hatte.

Für Medina hat der Abfall Hussein's eine gute Folge gehabt.

Vor den Toren der Stadt wohnten Wahabiten vom Stamm der El Awalli, welche die Pilger, die zum Berge Uhud oder zur Kuba-Moschee gelangen wollten, oft ausraubten und manchmal sogar töteten. Früher duldete man ihr Treiben, um keine Erregung unter den Beduinen zu schaffen. Als die El Awalli aber Miene machten, für Hussein Pascha die Waffen zu ergreifen, schritt der Muhafis Basri Pascha energisch ein. Er bombardierte vor etwa vier Monaten ihre Hütten und Zelte, die vollständig zerstört wurden. Fünfhundert El Awalli fielen in diesem Kampf. Die übrigen flohen mit Frauen und Kindern. Jetzt kann man jederzeit unbelästigt die historischen Stätten bei Medina besuchen.

Am Morgen des fünften Tages reiste die Delegation ab und traf am 5. Dezember früh in Damaskus ein.

Gespräche mit Dschemal Pascha

Zu den schönsten Augenblicken unserer Reise zählten die Stunden, die wir mit Generalleutnant Achmed Dschemal Pascha, dem Führer einer Armee, verleben durften. Wir waren mit ihm in Alich und Beirut, in Damaskus und Jerusalem, am Toten Meer und in Jaffa zusammen, und immer wieder bewunderten wir den klaren Weitblick und die durch und durch moderne Auffassung dieses interessanten Mannes, der in den acht Jahren seit Wiedereinführung der Verfassung der dritte weltbekannte Vertreter des Jungtürkentums neben Talaat Pascha und Enver Pascha geworden ist.

Dschemal Pascha ist ein feiner Plauderer und überdies ein Freund der Presse. Er antwortete freimütig und eingehend auf die mancherlei neugierigen Fragen, die wir an ihn richteten. Mit seiner Erlaubnis gebe ich hier einiges aus unseren Gesprächen wieder.

Eine große Rolle spielte in diesen Unterhaltungen natürlich das Verhältnis zwischen Türken und Arabern. Dschemal Pascha erklärte, die osmanische Regierung wolle die Araber davon überzeugen, daß die arabischen und die türkischen Interessen gleichartig

sind und der Untergang des einen Elements notwendig den Untergang des andern Elements herbeiführen müßte. Nur wenn die beiden Elemente sich fest um das Kalifat scharren, könnten sie weiterleben. Von „Türkisierung“ der Araber sei nie die Rede gewesen. Für die osmanische Regierung gebe es keinen Unterschied zwischen einer arabischen und einer türkischen Kultur. Sie kenne nur eine islamische Kultur. Die Regierung habe die Kultur der Araber niemals als etwas Fremdes oder Schädliches betrachtet und die arabische Nationalität bisher auch nie als solche unterdrückt.

Sehr scharf äußerte der Armeeführer sich über die — nach seiner Versicherung nur kleine — Gruppe von Syriern, die England, Frankreich oder Rußland ergeben ist. Er bemerkte, die Erfahrung habe die Notwendigkeit bewiesen, diese Klasse „aus der Welt zu schaffen“. Die Freunde der Ententemächte gingen übrigens einer sicheren Enttäuschung entgegen. Die Zukunft werde ihnen beweisen, daß sie von keiner dieser Mächte materielle oder moralische Leistungen zu erwarten hätten.

Wir sprachen in diesem Zusammenhang über die Haltung der ägyptischen Araber. Dschemal Pascha behielt es sich vor, nach dem Kriege eingehende Erklärungen über diese Frage abzugeben. Er bestritt entschieden, daß Ägypten „anglizisiert“ sei, und versicherte, die Beseitigung einiger Schmarotzer, die sich englischer gebärdeten, als die Engländer selbst, würde genügen, um den wahren Charakter Ägyptens klar erkennen zu lassen. Der Armeeführer ist übrigens ein Freund des Planes einer Eisenbahnverbindung zwi-

schen Syrien und Ägypten, die nach seiner Meinung politisch und wirtschaftlich von Nutzen wäre.

Wiederholt plauderte Dschemal Pascha mit uns über die Neuordnung des öffentlichen Unterrichts in Syrien, die ihm sehr am Herzen liegt. Er teilte uns mit, die osmanische Regierung sei grundsätzlich entschlossen, die Wiederöffnung der französischen, englischen und russischen Schulen nicht zu erlauben, da diese einen verhängnisvollen Einfluß auf die Bevölkerung ausgeübt hätten. Die amerikanischen Schulen, die zur Zeit unserer Unterhaltungen noch zu den neutralen Anstalten gehörten, bezeichnete er als „viel weniger schädlich“, zumal nach der Änderung des Lehrplans im osmanischen Sinn seit Ausbruch des Krieges. Dschemal Pascha erklärte, die türkische Regierung halte es für ihre Pflicht, die geschlossenen fremden Schulen durch gute osmanische Anstalten zu ersetzen. In diesen werden vor allem Türkisch und Arabisch gelehrt werden. Die fremden Sprachen seien erst in zweiter Linie zu berücksichtigen. So hoffe man der Bevorzugung, welche die französische Sprache in einigen syrischen Städten genoß, ein Ende zu machen.

Dschemal Paschas Achtung vor dem deutschen Schulwesen wird durch die Tatsache bewiesen, daß er, der selbst französisch erzogen wurde, seine Söhne auf ein Berliner Gymnasium geschickt hat. Sogar sein Jüngster, „Bubi Pascha“ genannt, hat eine deutsche Erzieherin und spricht schon recht nett deutsch. Auf unsere Frage, wie Deutschland die Neuordnung des türkischen Unterrichtswesens am wirksamsten unterstützen könne, antwortete der

Pascha: „Einmal durch Anleihen für die Ausgestaltung unseres Schulwesens und dann durch Überlassung von Fachmännern für die Umbildung unserer Anstalten und unserer Lehrerschaft. Diese Fachmänner dürften allerdings vom Tage ihrer Ankunft im Türkischen Reiche ab nur an die osmanischen Interessen denken, wie echte Osmanen.“

Die wirtschaftliche Zukunft Syriens war ein Hauptgegenstand unserer Gespräche mit Dschemal Pascha, der besonders die Wichtigkeit des Ackerbaus betonte. Er bezeichnete die Hebung der Landwirtschaft als Lebensfrage für Syrien und äußerte die Hoffnung, daß die beiden von ihm gegründeten Landwirtschaftsschulen dazu beitragen werden, die syrische Landbevölkerung aus der Armut zu erlösen, der sie infolge der mangelhaften Feldbestellung verfallen ist. Mit Stolz sprach Dschemal Pascha von den Feldarbeiter-Kompagnien, die er ins Leben gerufen hat. Fünfundzwanzig Kompagnien, aus je hundertfünfzig Mann und fünfzig Pflügen bestehend, haben bisher mehrere hunderttausend Dönum Land bestellt. Der Pascha plante die Aufstellung von doppelt so starken Feldarbeiter-Kompagnien zur Förderung des Gemüsebaus.

Als Hauptursache der Verpflegungsschwierigkeiten in Jerusalem, Beirut und im Libanon bezeichnete der Armeeführer den Mangel an ausreichenden Transportmitteln. Jerusalem z. B. kann sich aus Vorräten eigener Produktion nur zwei Monate lang ernähren. Für die übrigen zehn Monate ist es auf Zufuhr von Hama und aus dem Hauran angewiesen. Da fast das gesamte — übrigens recht spärliche — Eisenbahnmateriale in Syrien für

die Heeresbedürfnisse in Anspruch genommen werden mußte und die Armee auch die Tiertransportmittel brauchte, konnte die Zufuhr von Lebensmitteln zu den genannten Orten nicht regelmäßig durchgeführt werden. Dazu kommt, wie Dschemal Pascha weiter betonte, das Verbergen von Vorräten durch die Produzenten, die später mehr damit zu verdienen hoffen.

In Unterhaltungen über die Agrarfrage äußerte der Pascha die Ansicht, daß das jetzige System der Landverteilung trotz der übermäßigen Begünstigung des Großgrundbesitzes für einige Zeit weiterbestehen müsse. Er bezeichnete es jedoch als notwendig, die Großgrundbesitzer zum Bau von Eisenbahnen, zur Anlage von Pachtgütern, zur Gründung von Schulen, Krankenhäusern, Apotheken, sowie zur Herstellung gesünderer Wohnungen für ihre Bauern zu zwingen und durch Einführung großer Landwirtschaftsmaschinen eine Steigerung der Produktion zu sichern. Es sei durchaus erforderlich, die Lage der Landbevölkerung Syriens, das jetzt zu dünn bewohnt sei, zu verbessern.

Dschemal Pascha sprach freundlich von den deutschen Kolonien in Palästina, deren Bevölkerung jedoch so wenig zahlreich sei, daß sie einen nennenswerten Einfluß auf die wirtschaftliche Lage des Gesamtlandes nicht auszuüben vermöchten. Immerhin verdanke man diesen Kolonien die Gründung einiger schöner Dörfer und einiger reicher Landgüter.

Dschemal Pascha ist bekanntlich ein Freund der Frauenbewegung. In unseren Gesprächen wies er auf die eifrige Mitwirkung der syrischen Frauen, Mohammedanerinnen wie Christinnen, an

der Kriegsarbeit lobend hin. Er erwähnte besonders die Tätigkeit eines neuen Frauenkomitees in Beirut und das segensreiche Wirken des Frauenklubs in Damaskus. „Wenn man die Arbeit unserer Frauen beobachtet,“ sagte er einmal, „kann man kaum glauben, daß diese Frauen vor dem Krieg derartig vom öffentlichen Leben abgeschlossen waren, als lebten sie in einem andern Orient.“ Die Anstellung vieler Tausende von Frauen in den Etappenanstalten einer Armee und das besondere Interesse Dschemal Paschas für den Mädchenschulunterricht habe ich bereits an anderer Stelle hervorgehoben.

Druck von Mäncke und Jahn in Rudolstadt

Deutsche Orient-Bücherei

Herausgeber: Professor Dr. Ernst Jäckh

Band 17:

Die Entwicklung der Bagdadbahnpolitik

Von Dr. rer. pol. E. A. Schaefer in Berlin

Aus einer Besprechung der „Weltwirtschaft“: Für Deutschlands politische Pläne im Frieden und im Kriege gehört nun die Bagdadbahn noch auf lange Zeit zu den verkehrspolitischen Fragen allerersten Ranges. Viel ist über ihre Geschichte schon geschrieben worden, aber die Geschichte des Unternehmens fehlte uns bisher. Schaefers vortreffliche Studie muß daher mit großer Freude begrüßt werden, zumal da sie an Hand sorgsamer Literatur Nachweise auf die wenig bekannte Vorgeschichte vor dem Eingreifen der deutschen Handelspolitik (1888) bringt. Besonders lehrreich ist die am Anfang gegebene kurze chronologische Zeittafel.

Preis M. 2.—

Band 24:

Die Donau- und die Meerengenfrage

Ein völkerrechtsgeschichtlicher Rückblick und ein rechtspolitischer Ausblick von Dr. jur. Wilhelm Knorr, Hamburg, Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Völkerrecht

Der freie Weg zum Orient kann nur gesichert werden durch die Neuordnung der Donaufrage und der Meerengenfrage, die beide den Hauptinhalt der heutigen orientalischen Frage bilden und zu den wichtigsten Kriegs- und Friedenszielen der Mittelmächte gehören. Der Verfasser will die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die große Bedeutung dieser beiden Fragen für die Zukunft und das Gedeihen der Vierbundmächte richten, dem Politiker aber und den Kreisen, die die wirtschaftliche Zusammenarbeit der Vierbundmächte fördern wollen, das völkerrechtliche Rüstzeug zur Lösung der Fragen an die Hand geben.

Preis M. 3.50

Die Deutsche Orientbücherei ist durch jede gute Buchhandlung, oder, falls eine solche nicht am Platze, direkt vom Verlag zu beziehen.

Prospecte auf Wunsch kostenfrei

Gustav Kiepenheuer Verlag / Weimar

Die Wochenschrift
Deutsche Politik
für Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

**Ernst Jäckh, Paul Rohrbach,
Philipp Stein**

wird im Feld und in der Heimat
in gleicher Weise geschätzt.

Man verlange kostenlose Probefendung vom
Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar

Die Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend.
Bezugspreis vierteljährlich: Bei der Buch-
handlung Mark 4.-, Einzelnummer 40 Pfg.
Durch die Postanstalt bezogen Mark 4.35.
Auf besonderen Wunsch senden wir die Zeit-
schrift unter Kreuzband direkt vom Verlag
gegen Voreinsendung des Abonnements-
preises von Mark 4.- und unter Berechnung
des Portos zuzüglich 20 Pfg. Umschlaggebühr.

Oc 4452

+
v

Ed. Beg.
Nov. 00

ULB Halle
008 556 768

3

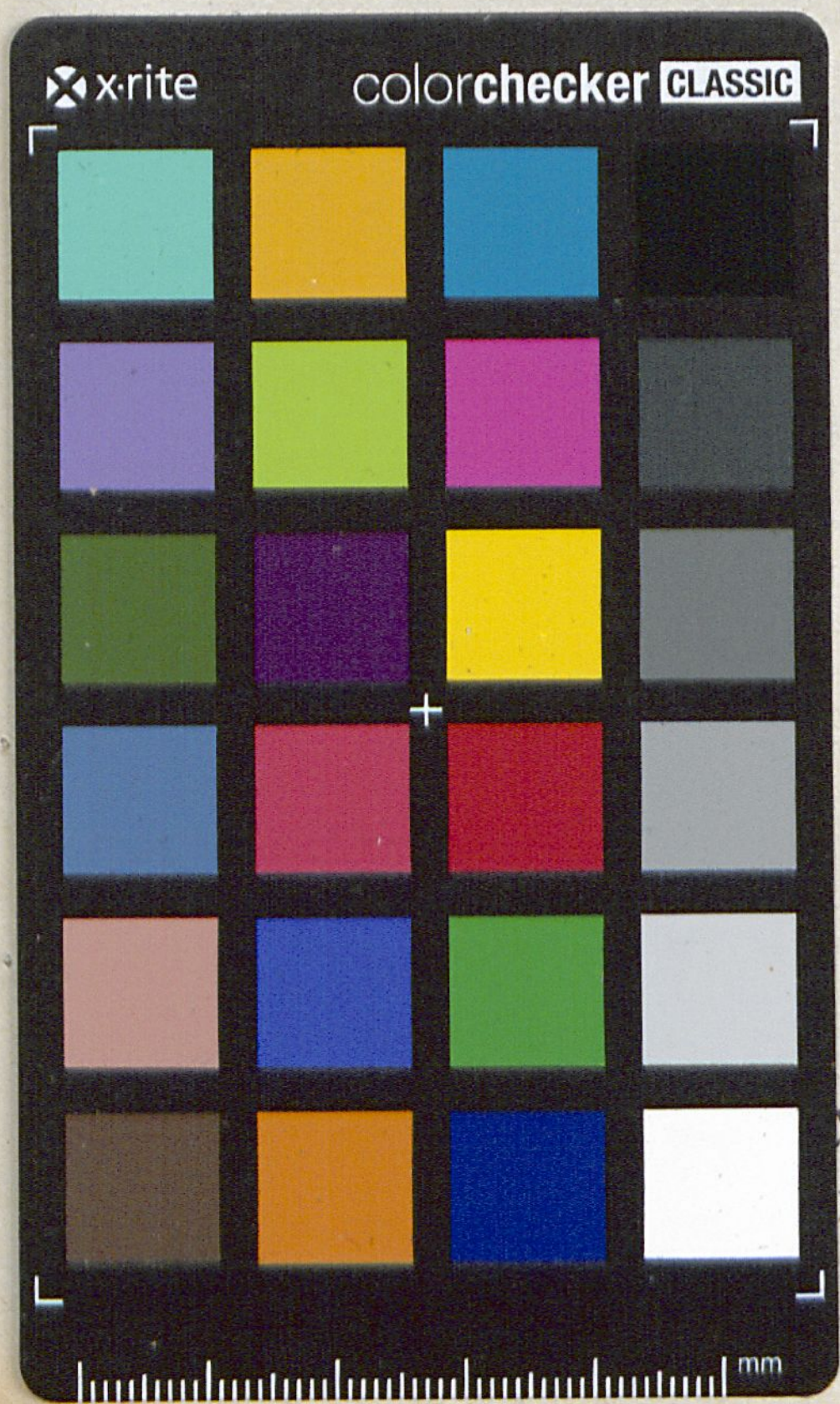




Reise zur Suesfront

von

Dr. Wilhelm Feldmann



1 · 7

enheuer, Weimar